# Die Preußischen Jahrbücher von 1858—1863

---

## Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der philosophischen Fakultät (I. Sektion) der Königlichen Ludwig-Maximilians-Universität zu München

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

vorgelegt von

Otto Westphal

1918

Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner / Weimar

Eingereicht am 22. Februar 1917.

---

Genehmigt auf Antrag der Herren Professoren Marcks, von Grauert, von Riezler.

---

Tag der mündlichen Prüfung: 1. März 1917.

---

Mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät (I. Sektion) werden nur Kap. I und II der Arbeit als Dissertation gedruckt. Sie erscheinen zusammen mit Kap. III und IV unter dem Titel: „Welt- und Staatsauffassung des deutschen Liberalismus“ gleichzeitig im Verlage von R. Oldenbourg, München. Eine Inhaltsangabe der ganzen Arbeit ist am Schlusse beigefügt.

„Die Ideen, deren Manifestation die Geschichte ist, sind, ohne Rücksicht auf ihren Nutzen, unserem eigenen Wesen verwandt, sie berühren sich mit allem, was wir selbst sind, sie sind ohne weiteres wichtig und bedeutsam für uns, weil sie dem Menschen die Natur des Menschen enthüllen."

Haym, Preuß. Jahrb. VI, 385.

*Einleitung.*

# Der Gegenstand und seine Betrachtung.

Wilhelm von Humboldt bemerkt einmal von der Aufgabe des Geschichtsschreibers, er müsse „jede einzelne Begebenheit als Teil eines Ganzen, oder, was dasselbe sei, an jeder die Form der Geschichte überhaupt darstellen."

Der Geschichtsschreibung der Gegenwart, die im breiten Strome technisch-methodischer Traditionen ihren Fortgang nimmt, gereichen die mächtigen reinen Gedanken, die die Kant, Wilhelm von Humboldt, Hegel der werdenden Wissenschaft aufgeprägt haben, wieder zur Erfrischung; — so wie auch der Mensch dem sachlichen Zug des Schaffens einmal Einhalt gebietet und sich mit dem Gebot der reinen Form erfüllt. Jene suchten dem historischen Stoff seine innere Form abzusehen. Noch fand man ihn nicht in der methodischen Zubereitung vor, die es zu erlauben scheint, ihn zu irgendwie zusammengefaßten Einheiten, einer Biographie, einer Wissenschaftsgeschichte, aufzugreifen, sondern man ließ sich von den Notwendigkeiten der inneren Auffassung anregen, man suchte jener wirkenden Einheiten des universalen Lebens inne zu werden, die erst die Geschichte gestalten, die selbst ganz in den Bereich der Erkenntnis, die nach Durchdringung des historischen Objektes strebt, hineingehören. —

Studien zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland sind gerade für die uns beschäftigende Zeit, die Jahre zwischen Revolution und Reichsgründung, neuerdings häufig an den Tag getreten. Die meisten geben sich als Beiträge zu einer allgemeinen Geschichte der Zeit; sie ordnen sich als Einzel-

untersuchungen in ein größeres Ganzes, etwa in die Geschichte Bismarcks, ein. Sie untersuchen die öffentliche Meinung in ihrem Verhältnis zu einem bestimmten Gegenstande der allgemeinen Geschichte oder in einem durch diese bestimmten Augenblick ihrer Entwicklung. Behalten sie als Wege zur Orientierung über den Massenstoff ihren Wert, so rufen sie doch vielfach das Bedauern hervor, daß nicht auch über diese Epoche deutscher Geschichte, wie über die erste Hälfte des Jahrhunderts, gleich die Hand eines Meisters gekommen ist, der den Strom des öffentlichen Meinens nicht bloß ausbreitet, sondern zugleich bändigt, der ihn durch die Einführung des politischen Zuges aus der Gesamtbewegung der Zeit erst belebt. Treitschkes Deutsche Geschichte ist gerade für die Behandlung der öffentlichen Meinung ein in aller Geschichtsschreibung unerreichtes Muster. Sie blieb recht eigentlich das, als was sie dem Verfasser bereits zu Beginn der Studien, die er ihr widmete, erschienen war: eine Geschichte nicht so sehr politischer Aktionen wie des Volksgeistes[1]).

Hinter der Verarbeitung, die die öffentliche Meinung in dem Treitschkeschen Werke erfahren hat, bleiben manche der neueren Einzeluntersuchungen in prinzipiell bedenklicher Weise zurück. Selbst wo die philologische Richtigkeit der Inhaltsangaben von Broschüren und Artikeln nicht zu beanstanden ist — bei der geübten summarischen Durchsicht des weitschichtigen Stoffes laufen zwar leicht die bedenklichsten Unstimmigkeiten unter — machen sie die historische Wahrheit, die „Form der Geschichte", oft doch nicht deutlich. Die öffentliche Meinung kann in ihrer Stellungnahme zu den einzelnen Begebenheiten ihrer Zeit, nach ihren inhaltlichen Nuancen nur unmittelbar aus dem Rahmen der allgemeinen Geschichte der Zeit selbst verstanden werden. Eine Geschichte der Meinungen über die Tatsachen neben die über

---

[1]) H. v. Treitschkes Briefe II, 208: „Der Kern der Sache liegt nicht in den Kongressen und Ständeversammlungen, sondern in der wahrhaft erstaunlichen Entwickelung der öffentlichen Meinung oder der Volksseele oder wie sonst Du das nennen willst" (an Bachmann 25. III. 62); in gleichem Sinne II, 141, 162, 280, 365, 434 („Ich darf mich nicht binden an den Namen ‚Staatengeschichte'" — an Pauli 14. XI. 65).

die Tatsachen selbst zu stellen, wozu in der neueren Forschung gelegentlich aufgefordert wurde, kann nicht zum Ziele führen. Will man vielmehr die öffentliche Meinung als besonderes geistig-politisches Gebilde für sich verstehen, so begeht man, wie wir meinen, einen Fehler prinzipieller Natur, wenn man eine Einstellung auf den Inhalt des Meinens versucht. Populare geistige Bewegungen für sich wollen nicht von oben, auf die Abwandlungen der Gedanken und Vorstellungen hin, sondern von innen heraus, mehr als ein Ausdruck von Wille, Leidenschaft, Stimmung als von gedanklicher Abklärung angesehen, nicht von ihrer objektiven, sondern ihrer subjektiven Seite erfaßt werden. Eine Epoche regen öffentlichen Meinens, subjektiver Bewegtheit unterscheidet sich so von jener, in der die großen objektiven Klärungen vollbracht wurden. Man erkennt, wie nicht mehr die große Einzelpersönlichkeit, sondern die Masse, nicht mehr erhabene geistige Freundschaften, sondern Parteien regieren, wie das absolute Denken von dem politisch-geschichtlichen abgelöst wird. Läßt sich denn dieses in analoger Weise wie jenes an und für sich darstellen? Wenn sich die Form der Darstellung nicht nach diesen Unterschieden modelt, vergreift sie sich an der inneren Wahrheit des Stoffes.

Auf die subjektive Einheit muß sich eine historische Schilderung, die die öffentliche Meinung als ein Thema für sich behandelt, anlegen und von ihr aus die Gesamtheit der Probleme, so wie sie sich wechselseitig erläutern, aufnehmen. Diese subjektive Einheit wiederum gilt es nicht allgemein, sondern historisch zu setzen, aus der Struktur der Zeit zu gewinnen: man findet sie in unserer Epoche weder bei dem einzelnen Denker — auch dieser will in einer Zeit, da die Völker von unten herauf erregt sind, mit der Gesamtheit fühlen[1]) — noch über das ganze Land verbreitet,[2]) sondern es sind lokale, soziale, Parteikreise, von denen

[1]) Treitschke, „Die Freiheit" (Pr. Jb. VII, 399): „Wahrlich, es ist keine Schande für die Gegenwart, daß wir endlich die uns gemeinsamen Angelegenheiten auch durch gemeinsames Denken und Handeln fördern, daß wir willig unser Belieben dahingeben, wo es sich handelt um unser Volk oder die Partei, von der wir das Heil des Staates erwarten."

[2]) So scheint mir die im Titel ausgesprochene Beschränkung des

man ausgehen, deren öffentliches Meinen man in seiner Wurzelhaftigkeit, im Zusammenhang seiner Probleme abschildern muß. Eine so begründete, wahrhaft historische Darstellung erhebt sich aus der neueren Literatur: das Buch Adolf Rapps über die Württemberger und die nationale Frage[1]). Es übertrifft an historischem Gehalte selbst einen von so viel innerer Wärme erfüllten biographischen Versuch, wie es das Denkmal ist, das Haym seinem Freunde Duncker gesetzt hat.

Wie erfährt man doch erst auf diese Weise den Reichtum, die Innigkeit und die Strenge des deutschen genossenschaftlichen Lebens!

Es ist nicht eine vegetativ-landschaftliche, sondern eine bewußt-politische Einheit, deren Zusammenhänge die vorliegende Arbeit aufzeigen möchte: eine Einheit, geschlossen von Männern, deren Fühlen und Denken in seiner ganzen geschichtlich-persönlichen Ausweitung nur dahin geht, einen gemeinsamen Willen über sich anzuerkennen, im Dienst der Zeit und der Nation zusammenzustimmen. Der Gemeinschaftsgedanke ist ganz in ihnen rege. Sie stehen auf dem Boden einer Partei: doch noch mit der Aufgabe, diese erst recht zu bilden, die Gemeinschaft zu erwecken; die Führer kommen aus verwandter Atmosphäre, aus der Atmosphäre der Wissenschaft zusammen: doch sie suchen auch zu den Praktikern eine Brücke zu schlagen, die realistische Bewegung der Zeit in sich aufzunehmen, Schule und Leben zu verbinden; sie begründen nach Überwindung mannigfacher innerer und äußerer Schwierigkeiten ein eigenes Organ, die Preußischen Jahrbücher; sie bieten ihre ganze geistige Habe in einer Zeitschrift dar —

---

Themas in Scheffers Schrift über die preußische Publizistik im Jahre 1859 (1902) nicht glücklich zu sein. Für jene schon durch die durchgehende nationale Bewegung charakterisierte Zeit macht sie eine Einheit des historischen Bildes unmöglich.

[1]) Ad. Rapp, Die Württemberger und die nationale Frage 1863—1870. Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte IV (1910). Für ein größeres Territorium hat K. A. v. Müller die Gesichtspunkte einer analogen Darstellung reich und umfassend entwickelt: „Probleme der neuesten bayerischen Geschichte (1799—1871)". Hist. Ztschr. 118 (1917).

den reifen Niederschlag ihrer Auseinandersetzung mit den großen Potenzen des deutschen Geistes, des preußischen Staates die einen; jugendliche Begeisterung, hier in hochgemutem Fortschreiten, dort in grüblerischem Sicherweitern, die andern; der persönliche Stolz auf die Zeit und schon der verborgene innere Protest gegen ihre Allmacht kommen zu Worte; und für das alles leihen sie den eigenen Namen nicht her; sie geben ihre Bekenntnisse anonym heraus, damit nur die Sache rein und stark hervortrete. Ein Mann von geprägtester literarischer Bildung, ein geistiger Bildhauer, führt die Redaktion: so darf man versuchen, aus dieser Zeitschrift die Einheit eines Lebens herauszuheben. —

Goethe hat einmal den eigenen Wert der Biographie gegenüber der allgemeinen Geschichtsschreibung geltend gemacht. „Die Biographie sollte sich einen großen Vorrang vor der Geschichte erwerben, indem sie das Individuum lebendig darstellt und zugleich das Jahrhundert, wie auch dieses lebendig auf jenes einwirkt. Die Lebensbeschreibung soll das Leben darstellen, wie es an und für sich und um seiner selbst willen da ist. Dem Geschichtsschreiber ist nicht zu verargen, daß er sich nach Resultaten umsieht, aber darüber geht die einzelne Tat sowie der einzelne Mensch verloren." Goethe verteidigte damit — er spricht sich so in einer Vorrede zu Dichtung und Wahrheit aus — das Recht der Biographie, die auf die Herausstellung der inneren, dem Flusse des Geschehens eigentümlich enthobenen Einheit eines Menschentumes zielt. Er wollte damit nicht stoffliche Entwickelungen, die in keinen universalgeschichtlichen Rahmen eingehen, Details eines Lebenslaufes geben, die nur ein philologisches Interesse beanspruchen, auch nicht überlebensgroße Momente, die Geschichte einer ganzen Zeit, in den biographischen Rahmen einspannen, sondern er hatte, wenn er die Isolierung eines bestimmten Gegenstandes aus dem universalhistorischen Verlaufe forderte, dessen innerstes Leben, seinen Zug zur Einheit im Auge. Um ihn lohnt es, zu ringen! Ein Menschenleben hebt sich aus dem universalen Verlaufe des Geschehens und aus seiner Verankerung in kausalen Zusammenhängen heraus; ein allgemeines Weltverhalten wird von ihm ausgesprochen, das es nach eigenen Begriffen zu verstehen

gilt. Auch diese Begriffe freilich gilt es aus der lebendigen Individualität, aus dem geschichtlichen Menschen selbst, nicht aus einem System transzendenter Werte zu entwickeln. Nur die Ideen immanent zu verstehen, nur von dem konkreten Leben auszugehen, es für sich zu nehmen und auf seine innere Form, auf den Grund seines Verhaltens zu den Mächten des Daseins zurückzuführen, gibt eine zusammenhängende Erkenntnis. Es bleibt dabei durchaus historische Erkenntnis. Dilthey, der eine Geschichte der inneren Formen des Menschentumes geschrieben hat[1]), und Ranke, der den Charakter in der Berührung mit der durchgehenden politischen Bewegung faßte, gingen auf letzten parallelen Wegen der Erkenntnis.

Die vorliegende Arbeit versucht im ersten Kapitel die Entstehungsgeschichte der Preußischen Jahrbücher zu erläutern, indem sie die Zeitschrift als Organ des signifikativen Individuums der Zeit, einer politischen Partei, kennzeichnet und die Form, die sie annimmt, literarisch entwickelt; im zweiten Kapitel persönlichkeitsgeschichtlich, durch die Verfolgung des inneren Bildungsganges der führenden Mitarbeiter, zu dem geistigen Hintergrund der Partei vorzudringen; im dritten Kapitel die Politik der Jahrbücher in ihren ersten sechs Jahren darzulegen (von 1858 bis 1863)[2]); um auf Grund der besonderen politischen, literarischen,

---

[1]) Vergl. vor allem die Gesammelten Schriften Bd. II (1914).

[2]) Hierfür wurden auch die anderweitigen Äußerungen der Mitarbeiter herangezogen. Bernhardis Tagebücher geben den lebendigsten Einblick in die Geschichte der Neuen Ära. Den Jahrbüchern, die, obwohl in Halle herausgegeben, immer Fühlung mit den Vorgängen in Berlin suchten, war Bernhardi ein wichtiger, wenn schon nicht dauernd sich verpflichtender Vermittler. So ergänzen seine Tagebücher die Einsicht in die Politik, die die Jahrbücher vertraten, organisch. Seine Neigung, über dem Allgemeinen die Einwirkungen des Einzelnen, Persönlichen zu beachten, die in der Zeitschrift weniger hervortrat, können wir so mitfassen. — Einen wesentlich anderen Kommentar geben die Briefe Treitschkes. Können da auch die Urteile über die politischen Momente des Tages nur mit Vorsicht verwandt werden, so wie es briefliche Äußerungen zulassen, so erlaubt die frühzeitige Herausbildung der politischen Grundansichten bei Treitschke doch, seine politische Haltung

persönlichen Voraussetzungen im vierten Kapitel ein Bild des liberalen deutschen Menschen in seinen inneren Zusammenhängen, nicht so sehr in der Ausprägung, die einzelne objektive Mächte (Staat, Geschichte, Kunst) in seinem Denken gefunden haben, als in der Struktur dieses Denkens selbst, in seinem Erleben der Objektwelt zu geben. Die Möglichkeiten eines Menschentumes, die inneren Voraussetzungen für dessen geschichtliche Auswirkung möchten dargetan werden.

Die äußere Begrenzung des Stoffes auf die ersten sechs Jahrgänge (Bd. I—XII) rechtfertigt sich aus der zugrunde liegenden Absicht. Das Schwergewicht sollte auf die Neue Ära fallen als auf eine Epoche, in der der Liberalismus, wie nie wieder, an der Regierung des preußischen Staates beteiligt gewesen ist: der Augenblick ist kostbar, er wird den Gemäßigten zum Erlebnis, sie prüfen ihre Kräfte am Staate; dann werden sie von den Radikalen zurückgeworfen, sie erkennen ihre Art in ihren Grenzen und gelangen dazu, am Werke eines Größeren mit-

---

in den Briefen mit derjenigen der Zeitschrift, an der selbst er in jenen Jahren vornehmlich nur als Ästhetiker beteiligt war, zu vergleichen, Unterschiede des Temperamentes zu erfassen. — Die erste zusammenfassende kritische Verarbeitung der liberalen Politik jener Jahre bot Baumgartens großer 1866 in den Jahrbüchern erschienener Aufsatz: „Der deutsche Liberalismus, eine Selbstkritik", eines der schönsten Beispiele für die Strenge und Weite der den deutschen Liberalismus auszeichnenden Gesinnung. Über Baumgartens Briefe aus den Jahren der Neuen Ära, in denen er, wie Marcks nachgewiesen hat, seine spätere Kritik schon vielfach antizipiert, konnte mir leider keine Auskunft mehr gegeben werden. — Endlich gibt Hayms Dunckerbiographie, noch aus starkem Mitgefühl mit den Problemen jener Zeit geschrieben, eine Geschichte der liberalen Politik, soweit sie sich auf die Person Dunckers, des leitenden politischen Kopfes der Jahrbücher, beziehen läßt. — Von besonderem Werte waren mir zahlreiche ungedruckte Briefe der Mitarbeiter an Haym, deren Benutzung ich der Güte der Witwe Hayms, Frau Minna Haym in Halle, verdanke, sowie die Briefe Hayms an seinen Verleger Georg Reimer, die mir Herr Dr. de Gruyter freundlichst einzusehen gestattete. Mit ihrer Hilfe war es möglich, für eine Reihe wichtiger Beiträge, deren Verfasser bisher ungenannt geblieben waren, die Verfasser zu ermitteln (s. Anlage IV).

zu wirken. So haben sie, durch sich selbst und die Ereignisse erzogen, das Beste, was sie in sich trugen, ein inniges, selbständiges Verhältnis zu unserem idealistischen Zeitalter und ein zugleich leidenschaftliches und maßvolles Bekenntnis zu unseren nationalen Idealen, hineingebildet in unseren geistigen Besitz. Die Neue Ära ist für den Nationalliberalismus nach seiner Geburtsstunde in der Revolution die eigentliche Schule geworden, nach deren Durchgang er sein Manneswerk von 1866 bis 1878 vollbringen konnte. Anfang 1862 nahm sie ihr Ende. Wir sehen noch, wie die Jahrbücher sich zum Eintritt Bismarcks verhalten; wir begleiten sie noch auf die Höhe des Konfliktes, wie sie hinter die fortschrittliche Presse zurücktreten, ihren besten Mitarbeiter in scharfem Zusammenstoß mit dem Herausgeber verlieren, um erst, als der Konflikt durch die positive Staatsleistung Bismarcks überwunden war, als Organ der Mitte wieder den Platz vor den Extremen einzunehmen. Damals, 1866, bekamen sie einen neuen Führer, den Mann, der 1863 im Zorn von ihnen zu den Demokraten gegangen war und dann als einer der ersten den Staatsmann in Bismarck erkannt hatte, Heinrich von Treitschke.

Wir schließen unsere Betrachtung mit dem Jahre 1863, vor dem ersten großen Erfolge, mit dem sich die Bismarckische Politik in Deutschland einführte, dem schleswig-holsteinischen Kriege. Es ist zugleich eine innere Periodisierung: 1864 trat Haym von der Redaktion, die der Zeitschrift das einheitliche Gepräge ihrer ersten Jahre gegeben hatte, zurück. Und auch der Kreis der Mitarbeiter wechselte bald zu neuen Namen hinüber. Auch in ihm deutet sich die große Wandlung an. Ein neues Deutschland hatte begonnen.

*Erstes Kapitel.*

# Die Entstehungsgeschichte.

## Zur Entwicklung der deutschen Parteien.

Wollen wir das Bewußtsein, in dem die Jahrbücher sich geschrieben haben, verstehen, so gilt es zunächst die Wurzeln aufzusuchen, aus denen sie entstanden sind. Es ist das Schöne an unserem Gegenstande, daß die Struktur der wirklichen politischen Gewalt einer Zeit — und eine solche stellt zwar nicht der einzelne Mitarbeiter der Jahrbücher, wohl aber der ganze Kreis und sein Organ dar — uns zu den Grundfragen hintreiben muß, die den Wandel der Epochen durchziehen und bezeichnen.

Die Preußischen Jahrbücher sind als Parteiorgan begründet worden. Parteiwille hat sie — in der Zeit, der wir unsere Betrachtung widmen — geleitet. Ein Wille zur Partei freilich, der gesättigt war von weiteren geistigen Antrieben, der von ursprünglich unpolitischen Bestrebungen gemildert und doch recht eigentlich erst lebensfähig gemacht wurde. So haben wir zuerst zu fragen: wie hat sich dieser Parteiwille gebildet, welche Stellung nimmt er in der Entwicklung des Liberalismus überhaupt ein, wie drückt er sich in der Presse aus? Mit solchen Fragen rühren wir an eines der schwierigsten, weder in der Methode noch in den Ergebnissen sichergestellten Kapitel der neueren Forschung.

„Die Heereslager unserer politischen und geistigen Parteien sind nicht so einfach und faßlich von einander geschieden, wie gemeinhin in anderen Ländern." Darum wird es auch dem Aus-

länder so schwer, sich in den krausen Linien unserer Entwicklung zurecht zu finden[1])." Nicht nur ihm; auch die deutsche Forschung ist sich über die Probleme der deutschen Parteigeschichte, vornehmlich der Vorgeschichte der Parteien, vielfach noch nicht klar geworden. Wir gehen davon aus, daß politische Parteien Willensgemeinschaften sind. Ihre Entstehung werden wir also zunächst aus konkreten geschichtlichen Situationen zu erklären haben. Ein Moment der inneren oder der äußeren Lage treibt die Parteien hervor, teilt alte, begründet neue: man denke an die Erbkaiserlichen, die Wochenblattspartei, die Junglithauer, an die Absprengung der Freikonservativen von der konservativen, der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft von der sozialdemokratischen Partei.

Das Willensmoment bleibt für die Erkenntnis des Parteiwesens wie für die jedes politischen Wesens grundlegend. Oft springt es aus taktischen Erwägungen am deutlichsten hervor. In Ländern ohne beherrschende prinzipielle Auffassungen können sich die Parteiunterschiede schon an diesem Moment, an dem bloßen Machtverhältnis, ersättigen. Solche Parteien bilden sich ein Bewußtsein von ihrem empirischen Dasein und behaupten sich, indem sie, wie Staaten und Völker, für sich selbst da sind. Sie sind ihrem Sinne nach nicht so sehr kastenmäßige Interessengemeinschaften oder Verfechter absoluter Doktrinen, als Organisationen der Macht an sich, Verhältnisse, in denen ein elementarer Wille sich auswirken kann; so stehen sich in der Hauptsache Republikaner und Demokraten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegenüber.

Die denkbar entgegengesetztesten Verhältnisse bietet Deutschland dar. Hier wirkt auf das Parteileben das soziale Sonderinteresse ebenso wie der allgemeine Gesichtspunkt — eine abstrakte Ansicht oder auch eine historische Empfindung — bindend ein. Diese unpolitischen Zusammenhänge nähren in Deutschland stark das politische Treiben, beeinflussen die Willensrichtungen, die Parteientscheidungen und -scheidungen we-

[1]) Meinecke, „Radowitz und die deutsche Revolution" (1913), S. 1.

sentlich. Sie sind, im Zusammenhang mit dem Gesamtleben der Nation, in stetem Wechsel begriffen, und dieser Wechsel der Standesinteressen wie der prinzipiellen Anschauungen kennzeichnet sich entsprechend in der gesellschaftlichen Zusammensetzung und in den ideellen Programmen der Parteien. Er kennzeichnet sich darin, ohne jedoch den Parteicharakter allein durch sich zu bestimmen. Die Parteien bleiben vielmehr Willensgemeinschaften, sie werden immer mehr zu historischen Individualitäten, die sich nicht mehr aufgeben, die sich in ihren großen Traditionen gefestigt fühlen, dem Wandel der Doktrinen trotzen. So stellen die ehemaligen Gothaer und die heutigen Nationalliberalen eine kontinuierliche Kraft dar, ohne doch dem Gang der Ereignisse gegenüber an derselben Ordnung ihrer politischen Überzeugungen festgehalten zu haben. Wie hat der Freisinn sein Verhältnis zu den militärischen Notwendigkeiten entwickelt! Auf die subjektiven Verhältnisse, Wille, Stimmung, geschichtliches Bewußtsein muß daher eine Parteigeschichte vorab reflektieren. Sie darf nie und nimmer zu einer reinen Ideengeschichte werden, sie darf nicht bestimmte Vorstellungen vom Staate, die sie schon an sich, nach ihrem Ideengehalt, als konservativ, liberal oder demokratisch bezeichnet, zur Klassifizierung der Parteien verwenden.

Für die Zeit, in der bereits ausgebildete Parteien auftreten, werden diese durch ihre konkrete Mächtigkeit solchen Fehlern der Betrachtung steuern. Aber gerade die neuerdings bevorzugte, sogenannte „Vorgeschichte" der Parteien, die Verfolgung der Parteien in die vorrevolutionäre Zeit, gerät leicht auf diese Wege[1]). Wozu führt es, den Liberalismus als eine „mehr von dem Seinsollenden, dem absolut Guten ausgehende", dem Konservatismus als einer „von dem Seienden ausgehenden und

---

[1]) So gehen vor: Wahl, „Beiträge zur deutschen Parteigeschichte im 19. Jahrhundert" (Hist. Ztschr. 104, 1910) und, in der prinzipiellen Grundlegung ihn vielfach wiederholend, E. Müsebeck, „Die ursprünglichen Grundlagen des Liberalismus und des Konservativismus in Deutschland" (1915).

dessen Verbesserung erstrebenden" Denkart entgegenzusetzen[1])? Dahin, daß Schiller, Schleiermacher, Hardenberg[2]) im liberalen, Stein[3]), v. d. Marwitz[4]), Dahlmann[5]) im konservativen Lager aufmarschieren müssen! Wie werden hier die historischen Zusammenhänge von einer leblosen Konstruktion zerrissen[6])! Nein, jene Männer können nicht anders als aus einer parteimäßig eben noch nicht ausgeprägten Zeit verstanden werden[7]). Man entschließe sich, das Zeitalter, in dem die reinen Gedanken herrschen, in dieser ihrer Reinheit, ohne bestimmten parteipolitischen Bezug, zu analysieren, die Ideen als das, was sie waren, als ein unmittelbar Lebendiges, zu fassen. Wohl setzt die deutsche Parteigeschichte eine Ideengeschichte voraus, aber

---

[1]) Wahl, S. 539, Müsebeck, S. 7.

[2]) Müsebeck, S. 7.

[3]) Wahl, S. 553.

[4]) Wahl, S. 553 ff., Müsebeck, S. 7.

[5]) Wahl, S. 557. Wobei denn allerdings für Marwitz und Dahlmann „die Zuweisung schwierig bleibt" (S. 543).

[6]) Wie leblos und unhistorisch solche Konstruktionen bleiben, zeigen die Kriterien, die nach Wahl Dahlmann zu einem Konservativen stempeln: die Ablehnung der Gleichheit, das Ausgehen von dem historisch Gegebenen, die Ablehnung der Volkssouveränität, die Bewunderung der englischen Verfassung — alles Kriterien, die eben für den Liberalismus auf seiner Höhezeit (nach 1848) — freilich nicht für den Radikalismus — bezeichnend sind. Wenn man den ausgereiften, sich seiner Bildungselemente vollbewußten gemäßigten Liberalismus derart an den „ursprünglichen Grundlagen" des Konservatismus orientiert, kann man freilich dazu kommen, ihn als eine „abbröckelnde Staatsauffassung" (S. 545) anzusehen. — Mit der faktischen Stellung Dahlmanns auf liberaler Seite kann sich Wahl dann nur durch die charakteristische Bemerkung abfinden, man sei „erstaunt zu lesen", daß Dahlmann sich über die Julirevolution gefreut habe (S. 566).

[7]) Selbst wenn Dahlmann 1815 Ideen, die später die Konservativen aufnahmen, vertreten haben sollte (z. B. eine ständische Vertretung), so wäre er damit noch lange kein Konservativer. Die an sich gewiß sehr interessante Frage, wie weit die konstitutionellen Probleme in der Zeit nach den Befreiungskriegen schon geklärt waren, sollte erst einmal unabhängig davon, wie sie sich später zu Parteianschauungen verdichteten, behandelt werden.

diese stelle man in ihrer eigenen Struktur dar. Die Parteigeschichte selbst setzt mit einem entscheidenden Faktor ein: der Bildung des Parteiwillens. Eine „Vorgeschichte" der Partei hat sich vorab mit der allmählichen Bildung dieses Willens zu befassen. Auch den gedanklichen Hintergrund wird sie doch nie so stark hereinzuziehen haben, daß sie aus ihm selbst, aus den ideellen Abwandlungen, schon die Merkmale entwickelt, durch die sie die späteren Parteien bestimmt[1]).

Will man die Gestalten der vorangegangenen, parteimäßig noch nicht ausgebildeten Zeit in bestimmte politische Lager einfügen, so darf das nicht vorblickend, sondern nur rückblickend, vom Standpunkt der fertigen Partei aus geschehen — dadurch, daß man fragt, wo die Parteien ihre Helden selbst gesehen, wen sie als ihren Ahnen, wen sie als ihren Antipoden betrachtet haben; wobei sich dann wohl erweisen wird, in welchem Lager Stein, um dessen Reformwerk Konservative und Liberale in der Reaktionszeit stritten, und Dahlmann, der Führer der „Revolutionäre" im Frankfurter Parlament, lebendig waren[2]). Es macht sich hier wieder der Unterschied auf das Objekt und auf das Subjekt reflektierender Geschichtsbetrachtung in seiner Bedeutung für die Scheidung der Epochen geltend. Man kann den Liberalismus nicht wie den absoluten Idealismus als ein Ideensystem darstellen, sondern man faßt ihn als geschichtliche Kraft nur, wenn man bedenkt, daß er sich als Partei, Wille, Subjekt fühlte, und diesem Fühlen in seiner inneren Gesamthaltung den Platz anweist.

---

[1]) Brandenburg will Liberalismus und Demokratie in den zwanziger Jahren dahin unterscheiden, daß „das oberste Ziel des Liberalismus die politische Freiheit, das Grundmotiv der Demokratie die Gleichheit aller oder die Herrschaft des Mehrheitswillens sei" (Die Reichsgründung [1916] I, 126). Das Beispiel Rottecks jedoch, des hervorragendsten Führers der „Entschiedenen", von dem Brandenburg zugeben muß, daß er weder für allgemeines Wahlrecht noch für Nationalsouveränität gewesen sei, zeigt dabei deutlich, wie wenig das Begrifflich-Programmatische an sich ausreicht, als Grundlage für die Scheidung der Parteien verwertet zu werden.

[2]) Den „hochverehrten Altmeister des deutschen Liberalismus" nennt Treitschke Dahlmann (Die Gesellschaftswissenschaft, S. 107).

## Verhältnisse des Vormärz.

Die erste große Frage, an der sich in Deutschland nach 1815 die Geister schieden, entsprang dem Umschwung der Zeiten, der sich auf dem Wiener Kongreß vollzog. Hier die Nachwirkungen des Befreiungskampfes, dort die Tendenzen der Restauration — sie stritten um den modernen Staat, den Verfassungsstaat. Es war ein europäisches, ein kosmopolitisches Problem. Die Julirevolution gab ihm neue Nahrung. Noch nahm der Liberalismus der dreißiger Jahre die nationale Differenzierung nicht an. Sie war es, für die damals Ranke mit seiner historisch-politischen Zeitschrift eintrat[1]). Er brachte sich noch nicht zu Gehör. Dem kosmopolitischen Charakter entsprach die Ungeklärtheit der Begriffe. So gingen die Begriffe ständischer und repräsentativer Vertretung noch durcheinander. Der langsamen gedanklichen Durchdringung entsprach die Undifferenziertheit der Lager: die Phraseologie der Zeit unterschied noch nach Legitimisten und Jakobinern. Zur Ausbildung eines Parteilebens fehlte eben das Elementarste, der Boden solchen Lebens selbst: nur in den Mittel- und Kleinstaaten war es zur Verleihung von Verfassungen gekommen. Doch vermochte der Partikularismus kein wirkliches konstitutionelles Leben auf seinen Bühnen zu erzeugen; selbst nicht in Baden, wo die Verhältnisse am fortgeschrittensten waren. Nur eben die Gegensätze, Regierungspartei und Opposition, zeichneten sich ab. Vielfach wurden sie noch von provinziellen Fragen beherrscht. So stritt die rheinische Opposition in Preußen um die Wahrung ihres besonderen Rechtes, des Code Napoléon. Und ebenso kam ein Heinrich von Gagern als Führer der oppositionellen Rheinhessen gegen die Starkenburger in Sachen der Erhaltung des französischen Rechtes in Rheinhessen auf.

Diese unausgebildeten Verhältnisse beleuchtet grell die parteiische, aber bei oder richtiger infolge der unerbittlichen

[1]) Vergl. besonders seinen Aufsatz Deutschland und Frankreich (1832), Werke Bd. 49. Über den Beginn der nationalen Einstellung des Liberalismus und Biedermanns Deutsche Monatsschrift (1842), vergl. S. 40f.

philosophischen Einstellung wirklich parteikräftige Kritik eines Arnold Ruge. Dem letzten Bande seiner Hallischen Jahrbücher (1843) schrieb er zum Vorwort „eine Selbstkritik des Liberalismus" — das sehr merkwürdige Gegenstück zu dem klassischen Aufsatze, den Baumgarten 23 Jahre später unter fast gleichem Titel in die Preußischen Jahrbücher schrieb. Wie soll, so heißt es da, das deutsche Volk zu wahrer Freiheit, „zu seinem Begriff", gelangen? „Dazu müßte es den ungeheuren Schritt tun, alle Herrlichkeiten des befreiten Innern, alle Schätze der protestantischen Gedankenwelt, zur Genuß- und Willenssache, zur Religion und zur weltbewegenden Leidenschaft zu verdichten." Nur wissenschaftliche, keine politischen Parteien gäbe es in Deutschland. „Und dürfen wir denn sagen, daß eine liberale Partei in Deutschland existiert, da kein politisches Deutschland existiert, sondern nur, wenn wir nicht irren (und wer dürfte sich in diesem Punkt nicht irren?) 37 Territorien?" „Was könnte auch eine deutsche liberale Partei wollen? Doch wohl nur ein Problem der politischen Freiheit unserer Zeit in einem souveränen Staate lösen! Kann sie also die Provinz wollen?" Ein echter Hegelianer hatte Ruge bereits eine tiefe natürliche Einsicht in die Notwendigkeit der Ergänzung von Macht und Freiheit. In den Kleinstaaten helfe aller guter Wille zur Freiheit nichts; denn: „sie sind nicht autonom, d. h. nicht souverän nach außen". Und er sprach dem Liberalismus überhaupt die Möglichkeit ab, Partei werden zu können; er sei „die Freiheit eines Volkes, welches in der Theorie stecken geblieben". Eine feine Sprachkritik übt er, wenn er in dem damaligen Deutschland keine Freiheit, sondern nur eine „Freisinnigkeit" blühen sah: „Die Sympathie aber kann oder will nicht selber etwas tun[1])." So gipfeln seine Ausführungen denn in der Forderung: der Liberalismus muß zum Demokratismus werden! — Die damaligen deutschen Parteizustände hat Ruges feurige

[1]) Der Begriff des „Freisinns" ebenso wie der später durch A. L. v. Rochau aufgekommene der „Realpolitik" sind in der Tat bezeichnende sprachliche Hinweise auf den Weg, auf dem die deutschen Liberalen zur Politik gekommen sind.

Kritik wirklich nach ihrem Gehalt an Leben geschieden. Seine Wege, Macht zu entwickeln, die immer die philosophischen blieben, haben zwar nicht zum Ziele geführt. Aber er wollte doch Macht und wußte, daß man sie den Deutschen jener Tage predigen müsse. Seine Doktrin von dem „in vernünftigen Formen sich bewegenden Volk", das souverän sei „wie die Vernunft des Rationalismus in ihrer methodischen Bewegung", war doch aus einem divinatorischen Gefühl für die Gewalten der Zeit geboren. Die Revolution von 1848 lag ganz auf seinem Wege. Und wäre der gemäßigte Liberalismus, ohne einmal vom Demokratismus abgelöst worden zu sein, ohne den Ansturm der Demokratie von 1848, zu der Auswirkung gelangt, die ihm in unserer Geschichte beschieden war?

Es war der Eintritt Friedrich Wilhelms IV., der in das nationale Leben jene Bewegung gebracht hatte, der Ruge das Horoskop stellte. Von der Huldigung der ostpreußischen Stände in Königsberg an wurde die preußische Verfassungsfrage das eigentlich kritische Moment in der öffentlichen Meinung. „Überall, im Osten wie im Westen waren unter dem aufregenden Regimente neue politische Ideen erwacht, aus denen leicht große gesamtpreußische Parteien hervorgehen konnten[1])." Auf dem Vereinigten Landtag, den Friedrich Wilhelm IV. 1847 nach Berlin berief, überwog bereits das allgemeine staatliche Interesse die provinziellen Angelegenheiten durchaus. Allein der Eigenwille des Königs, der dem Wunsche der Mehrheit auf periodische Berufung der vereinigten Landstände nicht stattgeben und die konstitutionelle Idee nicht sanktionieren wollte, ließ die Opposition in negativer und deshalb undifferenzierter Haltung verharren; ihm gegenüber galten ein Dahlmann und ein Jakoby noch als oppositionelle Gesinnungsgenossen.

Treitschke, am Ende seiner Deutschen Geschichte, die den Fluß der Probleme mit wundervoller Weisheit zur Anschauung bringt, macht einen interessanten Moment namhaft, in dem bereits vor der Revolution ein tieferes Parteileben zutage ge-

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte V, 615.

treten sei, die erste Trennung von Liberalen und Demokraten sich vollzogen habe[1]). Es war in Baden, wo das reaktionäre Ministerium Nebenius endlich einer heftigen Opposition erlag und ein Ministerium Bekk, dessen Präsident aus dem liberalen Beamtentume hervorgegangen war, gebildet wurde. Eben dieser Vorgang führte zur Scheidung der Geister. Dem Liberalismus, der wirklich zu regieren berufen war, setzte sich der Radikalismus bewußt entgegen: so deutet auch dies Ereignis daraufhin, daß es die besondere politische Konstellation, der Kampf um die Verantwortung ist, aus dem die Parteien erst in eigentlicher Bildung, als greifbare Wesenheiten heraustreten[2]).

Doch erst als die Nation den revolutionären Schritt tat, die Gestaltung ihrer Geschicke selbst in die Hand zu nehmen, als sie sich unmittelbar den großen, Vergangenheit und Zukunft ihres Daseins bewegenden Fragen gegenübergestellt fühlte, erst in der Paulskirche wurde ein deutsches Parteileben geboren.

## Die Revolution.

Das erste deutsche Parlament hat aus seiner eigenen Mitte eine fesselnde Selbstdarstellung hervorgebracht. Der junge Rudolf Haym bewährte in seinen „Berichten aus der Partei des rechten Centrum“[3]), deren erster noch zur Zeit des Parlaments selbst abgefaßt wurde, seine eigentümliche Gabe, die großen Parteibewegungen seiner Zeit gleichsam als persönliche Einheiten zu fassen und lebendig zu machen. Seine Schilderung der Nationalversammlung wurde zum ersten großen schriftstellerischen Ausdruck der liberalen Partei. Sie ist ganz der vernünftigen Selbstbetrachtung voll, die einen Ruge auszeichnete; aber es war nicht mehr die philosophische, sondern die historische Vernunft, zu der

---

[1]) ebd. 679.

[2]) Vergl. auch die Abhandlung Bergsträssers, Die parteipolitische Lage beim Zusammentritt des Vorparlaments (Ztschr. f. Politik VI, 1913), die die Ausführungen Treitschkes quellenkundlich belegt.

[3]) Haym, Die deutsche Nationalversammlung, I—III. Frankfurt und Berlin 1848—1850.

sich Haym bekannte. So ist es Erfahrung und Reflexion zugleich, was aus seinem Bericht spricht und ihn zu einem überaus wertvollen Zeugnis für die Anfänge des deutschen Parteiwesens macht[1]). Verweilen wir einen Augenblick bei der Schilderung, die der spätere Herausgeber der Preußischen Jahrbücher hier von dem Stand der Dinge entwirft.

Er schildert, wie sich zuerst die Extreme zu Parteien absonderten, wie die Linke sich „auf Grund eines freien Credo" zusammenschloß und sich zuerst als Partei einlebte: „immer geschlagen, mußte sie sich immer wieder aufraffen". Weniger einheitlich war die Rechte gebildet, in der neben Radowitz, dem heimlichen Absolutisten, wie Haym ihn auffaßte, Vincke, einer der Wortführer der liberalen Opposition auf dem Vereinigten Landtag und ein Vorkämpfer des konstitutionellen Rechtes, saß — die Gesellschaft vom „Steinernen Hause". Als Gesellschaften werden die Parteien bei Haym überhaupt noch häufig bezeichnet[2]), wie denn ihr allmähliches Zusammenwachsen in Frankfurt darin ausgedrückt blieb, daß sie von den Lokalen, in denen sie außerhalb des Parlamentes tagten, ihren Namen erhielten.

Am schwersten konstituierte sich die Mitte, eben weil von ihr die Hauptarbeit zu leisten, und das Gefühl der Verantwortung für das Ganze in ihr am lebendigsten war. Haym hat auf die Herausarbeitung dieser Entwicklung, der er selbst innerlich zugehörte, in seiner Schilderung besonderes Gewicht gelegt.

Noch ist die Stimmung in der Versammlung „zum großen Teile weich und flüssig". Wohl geht ein Gefühl der Zusammengehörigkeit durch die Mitte. Aber die theoretischen Deutschen suchen vergeblich nach einem Symbol, einem Programm, auf das sie eine Partei des Zentrums gründen könnten. Halbmonarchische, halbrepublikanische Richtungen finden sich in einem linken Zentrum unter dem — nicht eben eindeutigen — Banner

[1]) Vergl. für die nachfolgenden Probleme bei ihm besonders die Abschnitte Bd. I, S. 18 ff., 38 ff., 145 ff. und Bd. II, S. 135 ff., 272 ff.

[2]) So in den Vorschlägen, die G. Beseler machte, um die Zentren zu festeren Parteien zusammenzuschließen (I, 156).

der Nationalsouveränität zusammen, setzen sich dem Prinzip der Vereinbarung der Nationalversammlung mit den Einzelregierungen, wie es auf der Rechten vertreten wurde, entgegen. „Die Meinungen verbinden und trennen sich, die Parteien wandeln und verschieben sich, und entscheidende Ereignisse gehen durch die Versammlung nicht hindurch, ohne in einer neuen Gruppierung der Parteien ihre Spuren zu hinterlassen." Ein entscheidendes Ereignis, der Beschluß über die Zentralgewalt, ist es denn auch, was die Partei des rechten Zentrums entstehen läßt, was diese der „selbstgeschaffenen Not um ein Prinzip" überhob.

Heinrich von Gagern hatte den „kühnen Griff" getan, die Nationalversammlung zur Wahl eines Reichsverwesers aus eigener Befugnis aufzufordern. Die Mitte glaubte nicht ohne Einbringung eines besonderen Amendements zustimmen zu können, durch das das Einverständnis mit den Einzelregierungen vorbehalten wurde. Allein tumultuarischer Einspruch der Linken verhinderte die Einbringung des Amendements. Sollte dasselbe nicht durchgehen, so hatte man sich in der Mitte verpflichtet, den Gagernschen Vorschlag abzulehnen. So kam es zur Abstimmung: „Es geschah noch einmal, was überall in dieser Angelegenheit zum Vorschein gekommen war: mehr gezogen als geführt, mehr geführt als selbst entscheidend, so gingen wir einem Moment entgegen, welcher durch die kühnste Auffassung unserer Aufgabe der glänzendste in dem bisherigen Leben der Versammlung gewesen ist. So sehr hatte Gagern das Wort der Notwendigkeit ausgesprochen." Die Männer, die, trotz jener Verpflichtung, von der Gewalt der Stunde hingerissen, ihre Zustimmung zu der Wahl des Reichsverwesers gegeben hatten, waren wie von selbst zur Partei zusammengeführt. „Eine entscheidende Abstimmung hatte eine längst angelegte Parteibildung zur Reife getrieben." Haym zählt wohl rasch die Punkte auf, die der Partei zur Richtschnur dienten; doch er unterbricht sich und sucht die Fundamente der Partei an ganz anderer Stelle: „in dem lebendigen Geiste der Freiheit, in der edlen Begeisterung für den Gedanken nationaler Einheit, in

dem politischen Taktgefühl" — in Dingen also, für die nicht ein „Bekenntnis", sondern für die „Personen" Bürgschaft gäben.

Es finden sich bei Haym dann weiter die feinsten parteipsychologischen Entwicklungen. Ein „gewisser Latitudinarismus" in der Politik des rechten Zentrums führte zu Bestrebungen, den Parteibegriff zu läutern. Eine Gruppe forderte die Aufstellung eines bestimmten, dem des linken Zentrums angeglichenen Programms. „Es ward erwidert, was sich erwidern ließ": nicht die „Ansicht", sondern die „Gesinnung" verbände, „ein prinzipielles Credo" zerstöre die Gesellschaft. Dennoch löste sich der „Landsberg" los. Sehr charakteristisch, wie die Gruppe hier erst, „um sich selbst zu motivieren", dazu kam, eine prinzipielle Unterscheidung eintreten zu lassen! Später, nach den Septemberereignissen, schien dann der Gesamtheit des rechten Zentrums doch auch ein programmatisches Bekenntnis nötig, um eine feste Frontbildung gegen links zu erreichen.

In die mittlere Richtung, zu der sich so beide Zentren zusammenfaßten, gerieten aber dadurch stärkere Einflüsse aus dem linken Zentrum hinein. Hatte doch Gagern selbst auf die Betonung der Volkssouveränität nicht verzichten mögen! Eben daran scheiterte Radowitz' von rechts her entgegenkommender Versuch, den Schwerpunkt der Frankfurter Politik in das Vereinbarungsprinzip zu verlegen. Der Gegensatz zwischen liberaler und demokratischer Strömung wirkte sich nicht an der Stelle parteibildend aus, an der er ihn mit scharfem Blicke vorgezeichnet fand: zwischen dem rechten und dem linken Zentrum[1]). Das ist für die weitere Entwicklung des Liberalismus verhängnisvoll geworden; er hat, nachdem er es diesmal versäumt hatte, freiwillig und selbständig mit dem Einzelstaat Preußen zu paktieren, nie wieder Gelegenheit bekommen, von seinem ursprünglichen Boden aus die nationalen Geschicke zu gestalten.

In Frankfurt sah sich die Versammlung vor neue Fragen gestellt, die auch die Parteien wieder zu neuen Beziehungen untereinander treiben mußten, als sich der konstitutionell-radi-

[1]) Meinecke, Radowitz, S. 108 ff.

kale Gegensatz abgestumpft und die Demokratie an Agitationsfrische verloren hatte. Der großdeutsch-kleindeutsche Gegensatz trat, seit dem Rücktritt Schmerlings und der Übernahme des Reichsministeriums durch Gagern, an seine Stelle. Das rechte Zentrum hielt dieser Frage gegenüber nicht zusammen, der Pariser Hof — Österreich, Bayern und sonstige Gegner Preußens — trennte sich von ihm. Doch gerade diese Durchkreuzung der Probleme, diese Doppeleinstellung der Partei sowohl auf die Freiheits- wie auf die Einheitsfrage, brachte den Charakter der Partei, den Charakter der „Erbkaiserlichen", recht eigentlich erst hervor; gerade diese doppelte Stellungnahme, die sich später in dem Namen der „Nationalliberalen" wieder ausprägte, haben sie als eine dauernde politische Tradition hinterlassen — trotz des Mißgeschickes, das Friedrich Wilhelm IV. ihnen mit der Ablehnung der Kaiserkrone bereitete. Die Paulskirche scheiterte daran, daß ihre Gewalt und die des preußischen Staates sich noch als heterogene Mächte begriffen. Darin lag es begründet, daß Gagern und Radowitz nicht wirklich zu einander kommen konnten. Ein tiefes schmerzliches Erlebnis der Nation; jedoch von erzieherischer Kraft. In Gotha versagten sich die Erbkaiserlichen dem Reichsgründungsversuch, den Radowitz nun von Preußen aus unternahm, nicht; unter dem Spott und Hohn der Demokraten traten sie auf den preußischen Boden über. Wir werden später sehen, inwieweit sie das ohne Bruch in ihrem politischen Innern tun konnten. Das Entscheidende blieb doch ihr Entschluß.

## Die Reaktion.

In Preußen selbst war das Klima von vornherein ein anderes als am Main. Gesinnungen und Aufgaben waren andere. Hatte bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung die Unbestimmtheit der dort zu lösenden Aufgaben „die Fernhaltung jeder egoistischen Rücksicht begünstigt"[1]), so machten sich in den preußischen Parlamenten der Revolutionszeit die großen Interessenvertretungen, die rheinischen und schlesischen Indu-

[1]) Haym I, 7.

striellen, der ostelbische Adel, stärker geltend. Die Verhältnisse in Berlin waren von vornherein einfacher und gröber. Hier war der preußische Staat unmittelbar Gegenwart, das Erlebnis der Revolution in der Hauptstadt noch frisch und entscheidend. Das bestimmte die Scheidungen der Parteien nach rechts und links; zu so reichen und innerlich bedeutenden Schattierungen wie in Frankfurt war hier kein Raum.

In der preußischen Nationalversammlung hielten sich die gemäßigten Liberalen, wie sie im Vereinigten Landtag die Opposition gebildet hatten, mit den — allerdings nicht zahlreich vertretenen — Konservativen zur Rechten, gegenüber dem immer radikaler werdenden Zuge der Versammlung, der schließlich (Nov. 1848) zu ihrer Sprengung führte.

Und ebenso bildeten im ersten preußischen Landtage, der, nach der Oktroyierung der Verfassung im Dezember 1848, vom Februar bis zum April 1849 tagte, in der zweiten Kammer die Auerswald, Saucken, Schwerin, Camphausen, Harkort, Vincke, Grabow, Wentzel die Rechte, in der außerdem die Bismarck, Kleist, Arnim-Boytzenburg saßen, während die Unruh, Schulze-Delitzsch, Waldeck, Jacoby Führer der Linken waren. Der eigentliche Kampf ging damals zwischen Konstitutionellen und Demokraten; die entscheidende Frage war die der unbedingten oder der bedingten Annahme, bez. Verwerfung der oktroyierten Verfassung. Die hierbei zutage tretende Scheidung der Geister war für die Entwicklung der preußischen Parteien definitiv; die Linie zwischen gemäßigtem und fortgeschrittenem Liberalismus, die hier gezogen wurde, wird bei allen folgenden Momenten der Entwicklung immer wieder sichtbar. Die Partei, zu der sich später die Jahrbücher bekannten, ist hier ganz in der Rechten inbegriffen. Auch die Rechte freilich mußte sich noch differenzieren.

Bezeichnend für die preußische Parteibildung war es, daß die subtilere, von Frankfurt kommende Frage nach der Anerkennung der Reichsverfassung die Gruppierung der Parteien noch einmal wieder verschob: mit der gesamten Linken stimmte der größere Teil der Fraktion Wentzel, der kleinere der Fraktion Harkort — beides Teilbildungen aus der Rechten — für

die Annahme, die übrige Rechte — die äußerste Rechte (Kreuzzeitungspartei) und die Gruppen Arnim und Schwerin — dagegen.

In der Tat waren die preußischen Liberalen zum großen Teil preußisch und nicht frankfurtisch gesinnt. So beriet Hansemann, auf dem Vereinigten Landtag einer der Führer der Opposition, 1848 als preußischer Minister den jungen Haym in Frankfurt, um mäßigend auf die Partei Gagern einzuwirken[1]); so sprach der Ostpreuße v. Brünneck einmal die Erwartung aus, daß Droysen „gewiß nicht zu den Gothaern gehöre, die Preußen in Deutschland aufgehen lassen wollten“[2]). Im zweiten Landtag von 1849 bis 1852 konnten denn auch die Gothaer die äußerste Linke der Zweiten Kammer bilden ($^1/_5$), die preußischen Liberalen um Auerswald, Schwerin, Camphausen, Milde sowie die Katholiken um Reichensperger die Mitte ($^2/_5$), während die feudale Rechte, nach dem Scheitern des Einheitswerkes, infolge einer verbreiteten Agitation auf dem Lande, ihrerseits auf $^2/_5$ stieg. Die Demokraten aber hatten auf einer von Unruh geleiteten Versammlung Wahlenthaltung beschlossen. Von diesem Köthener Tage (11. Juni 1849) an haben sie die Waffen über ein Jahrzehnt ruhen lassen. Der eigentliche Sinn ihrer Ausschaltung, der doch wohl nur zum Teil ein freiwilliger war, lag darin, daß in dem nun hereinbrechenden feudal-bürokratischen Parteiregiment für ein lebendiges Neben- und Gegeneinander links stehender Oppositionsparteien so wenig Raum wie in den vorrevolutionären Tagen war; natürlich daß die radikalere Partei die Enttäuschung am schwersten zu kosten hatte. Als die neue Ära einsetzte und die Gemäßigten, die bis dahin in der Opposition ausgehalten hatten, zur Regierung kamen, konnte sich dann alsbald auch der Fortschritt mit eigenen Kampfzielen wieder anmelden.

So gab es auf den beiden folgenden preußischen Landtagen (1852—1855 und 1855—1858) für die reaktionären Parteien

[1]) A. Bergengrün, David Hansemann (1901), S. 566 ff.

[2]) P. Herre, Von Preußens Befreiungs- und Verfassungskampf (1914), S. 455.

— etwa zur Hälfte Feudale (Kreuzzeitungspartei), zur Hälfte Ministerielle (meist Beamte, 1855 allein 72 Landräte) — eine sichere starke Mehrheit (bis zu $^2/_3$). In der Opposition dagegen saßen vier Gruppen: neben Polen und Katholiken (zusammen etwa 70 Stimmen) die Partei Bethmann Hollweg, die, von konservativer Gesinnung erfüllt, doch das neue Machttreiben der Reaktionäre verurteilte (etwa 20 Stimmen), und die eigentlich Liberalen, die „Altliberalen" (1852 etwa 60 Stimmen, 1855 über 20 Stimmen weniger), zu denen nun — in eine Fraktion Vincke und eine Fraktion Patow gesondert — sowohl die preußischen Liberalen um Auerswald, Schwerin, Harkort als auch die Gothaer gehörten. Zu produktiver Mitarbeit ließ die Reaktion die Liberalen nicht kommen, obwohl diese unermüdlich in der Einbringung ihrer Forderungen waren. Nur wo die Majorität selbst geteilt war, konnten sie sich geltend machen, so als die Feudalen der Regierung die neuen Steuern nicht bewilligten (Landtagssession 1856/57).

So hatte sich die Partei in Frankfurt und Berlin entwickelt, so war ihre parlamentarische Lage, als sie sich in den Preußischen Jahrbüchern ein Organ für ihre Anschauungen zu geben beschloß.

## Die liberale Presse.

Die Entwicklung der Presse war in Deutschland bereits vor der Konsolidierung der Parteien in vollem Gange[1]). Der provinzielle Charakter, den die Parteien erst zu überwinden hatten, war für die Presse der gegebene Ausgangspunkt. Die Unbestimmtheit der Doktrinen, das Herumraten an den Einheits- und Freiheitsfragen, woraus allein noch keine Partei hervorgehen konnte, fand in der Tageszeitung seinen rechten Ort. Drückend freilich lastete, namentlich in Preußen, die Zensur. Gerade die bedeutendsten Organe der vorrevolutionären Zeit, die Rheinische Zeitung, die Grenzboten, die Hallischen Jahrbücher, haben auf

[1]) Vergl. L. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens III. Bd. (1906), stoffreich, doch nicht ohne Willkür in der — überdies parteiisch radikalen — Beurteilung.

preußischem Boden nur ein kurzes Dasein fristen können, den letzteren nützte selbst ihre „philosophische Ortsveränderung", die Übersiedlung nach Dresden, nichts. Und doch waren diese Preßversuche echte Erzeugnisse der unfertigen, gärenden Zeit, die Deutschland von 1815 bis 1848 durchlebte.

Mit der Revolution kam dann auch eine entschiedene Parteipresse auf. Für die Bewegung des gemäßigten Liberalismus sind zwei Blätter von leitender Bedeutung geworden, ein süddeutsches und ein norddeutsches, eine gelehrte und eine industrielle Gründung: die von Gervinus redigierte „Deutsche Zeitung" und die „Constitutionelle Zeitung" David Hansemanns. Die Deutsche Zeitung war bereits 1846 ins Leben gerufen, aus jenen fortgeschrittenen badischen Verhältnissen heraus, die, wie wir gesehen haben, schon vor der Revolution zu einem reicheren Parteileben geführt hatten. Sie versuchte, neben der großdeutsch-katholischen Augsburger Allgemeinen Zeitung, zum ersten Male, den provinziellen Charakter abzustreifen und ein Organ für gesamtdeutsche Angelegenheiten zu werden; ihr Verleger Bassermann aus Mannheim war es gewesen, der zwei Wochen vor dem Ausbruch der Pariser Revolution in der badischen Kammer den Antrag auf Berufung eines deutschen Parlamentes gestellt hatte[1]). Auch darin arbeitete die Zeitung der eigentlichen Parteibildung vor, daß Gervinus in ihr der liberalen Doktrin eine feste Ausprägung gab. Wenn sich in der Paulskirche die Geister auch nach dem Drang der Umstände schieden, so verdankt das rechte Zentrum, die Professorenpartei, wie Treitschke bezeugt hat[2]), doch dieser

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte V, 681.

[2]) ebd. V, 689. Treitschkes Urteil über die Deutsche Zeitung, sie habe von vornherein in der Luft geschwebt, weil sie weder einen landschaftlichen Halt noch den eines mächtigen Klasseninteresses hinter sich gehabt habe, ist, noch 1894 gefällt, charakteristisch für ihn. Seine Rüge, daß man vom süddeutschen, statt vom preußischen Boden aus eine nationale Einwirkung versucht habe, zeigt, daß ihm das Landschaftliche, das er für nötig hielt, nichts anderes als das Preußisch-Unitarische war und blieb. In Wahrheit hat die Zeitung gerade durch die Herausarbeitung sowohl des Überlandschaftlichen als auch eines öffentlich auftretenden Gelehrtenstandes der Zukunft gedient. Auch den Preußischen

Zeitung einen wichtigen Teil ihrer Schulung. Anderwärts wurde ihr Vorbild maßgebend, so in Braunschweig für Baumgarten und seine „Deutsche Reichszeitung“[1]). Gervinus selbst wandte sich, bald verärgert über den seinen Erwartungen nicht entsprechenden Gang der Dinge, im Sommer 1848 von der Redaktion ab. Das Blatt wurde dann noch zum Organ der Gothaer, bis es, Ende 1850, mit Hinterlassung einiger tausend Taler Schulden[2]), sein Erscheinen einstellen mußte.

Nicht viel besser erging es der „Constitutionellen Zeitung“. Hansemann[3]) hatte schon 1848 als preußischer Minister über den Mangel einer publizistischen Vertretung des gemäßigten Liberalismus zu klagen gehabt; fast alle Berliner Blätter waren in das demokratische Lager übergegangen. Im Februar 1849 gelang es ihm dann, als Präsidenten der Preußischen Bank, ein reiches Aktienkapital flüssig zu machen — ihm schwebte die Begründung eines großen europäischen Blattes im Stil der Times vor. Als Organ der konstitutionellen Mittelparteien mußte sich das Blatt aber mit einem so unbestimmten Programm begnügen, daß sich gerade die preußischen Kreise, auf deren Heranziehung Hansemann Wert legte, versagten. Graf Arnim-Boytzenburg wies es bestimmt zurück, ein Blatt, mit dessen Grundsätzen sich auch die demokratische Vossische Zeitung einverstanden erklären könnte, zu unterstützen. Und auf der anderen Seite war Hansemann selbst von vornherein[4]) gegen das Erbkaisertum gewesen und nun vollends gegen den die „konstitutionelle Partei kompromittierenden“ Gothaismus. Er überwarf sich mit seinem Redakteur, der die preußische Unionspolitik verteidigte, und ließ es im März 1850 zur Liquidation des Unternehmens kommen. Da

---

Jahrbüchern, die, während sie scheiterte, durchgehalten haben, hat sie in beiden Richtungen vorgearbeitet.

[1]) Marcks, Einleitung zu Baumgartens historischen und politischen Aufsätzen und Reden, S. XXI ff.

[2]) Salomon, S. 430.

[3]) Vergl. Bergengrün, S. 528, 592 ff., 628 f.

[4]) Schon gegen Dahlmanns Siebzehner-Entwurf (Haym, Aus meinem Leben, S. 185).

bemächtigten sich von Erfurt aus die Gothaer desselben. Noch im Juli 1850 wurde es unter dem gleichen Namen neu begründet. Haym übernahm die Redaktion[1]). Seine Aufgabe war bereits eine wesentlich andere als die, die die Deutsche Zeitung zu erfüllen gehabt hatte. War die Partei zwar gesammelt, so war doch die Zeit selbständiger Politik für sie vorbei. Nur noch in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, in deren Dienst die Führer der Gothaer, die Gagern, Duncker, Droysen sich mit Leib und Seele stellten, drang sie auf eine eigene Lösung, machte sie sich zum „Moniteur, zum entschiedenen Parteiblatt für die Regierung der Statthalterschaft." Als Preußen aber die Unionspolitik aufgab, entfaltete sie, der Verantwortung für den Gang der Dinge überhoben, die ganze agitatorische Kraft, die in ihrem Redakteur steckte: „Bald sturmläutend, bald hochfahrend, bald kalt und boshaft, mit ausgesuchter Rhetorik kritisierte ich die Rückzugsbewegungen des Ministeriums . . . Ich studierte auf diesen schneidenden Stil und stärkte mich für denselben durch anhaltende Lektüre der Iuniusbriefe": bis die Regierung, nach einer anscheinend fruchtlosen Belehrung Hayms über das Wesen der Injurie durch den Polizeipräsidenten v. Hinkeldey, den Redakteur in Berlin eines Morgens aufhob (Ende 1850). Duncker, unermüdlich, wußte die damit drohende Krise noch von der Zeitung abzuwenden. Zwar der Plan, mit ihren Kräften die zu gleicher Zeit aufgelöste „Deutsche Zeitung" wieder aufleben zu lassen, scheiterte an dem Widerspruch Mathys, der — schon im Sinne jener späteren Treitschkeschen Kritik — eine preußische Zeitung verlangte. Doch wurden Moritz Veit, Aegidi und später Richard v. Bardeleben für sie gewonnen. Auch weiterhin aber erschwerte die Regierung ihr das Leben. Rochau, dessen Eintritt in die Redaktion (im Sommer 1851) einen Schritt weiter nach links bedeutete, wurde, wie vordem Haym, ausgewiesen. Karl Neumann, ihr letzter Redakteur, zog sich über seine Mitwirkung zwei Prozesse zu, die erst nach Jahren durch die Verwendung

[1]) Vergl. die Erzählung seiner Schicksale als Redakteur, „Aus meinem Leben", S. 201—210 und dazu sein „Leben Max Dunckers" (1891), S. 118 f., 136, 145.

des Prinzen Wilhelm ein Ende fanden[1]). Die Zeitung hörte im Juni 1852 zu erscheinen auf; die konstitutionelle Partei blieb ohne Organ.

An der Unzulänglichkeit der liberalen Doktrin war Gervinus, an der Macht, die wieder in die Hände der Reaktionäre gefallen war, war Haym gescheitert. Und Hansemanns nüchtern praktischer Versuch, die realen Standesinteressen von Industrie und Landwirtschaft für ein liberale Politik und Bildung vertretendes Blatt mobil zu machen, vermochte sich nicht mit dem gedankenvollen Bekenntnis zur Nation zu vereinen, durch das die geistigen Kräfte der Zeit in die Öffentlichkeit strebten. Die Geschichte der Presse zeigt eindringlich, wie unausgeglichen und unfähig, eine kräftige Öffentlichkeit zu bilden, das Leben der Nation noch war.

## Die Begründung der Jahrbücher.

Die Auflösung der Nationalversammlung und die Wiedereinsetzung des Bundestages hatten einem wirksamen gesamtdeutschen Parteileben ein Ende gemacht. Der Liberalismus hatte die Tribüne verloren; denn sein Wesen war unabtrennbar von der nationalen Idee. Ernst II. von Coburg erkannte richtig, daß der Partikularismus, der jetzt in den Mittelstaaten und auch in Preußen wieder seine Nahrung fand, nur den extremen Parteien dienen könnte. Die einen richteten sich mit einem System rücksichtsloser polizeilicher Unterdrückung in der Herrschaft ein, die anderen suchten die revolutionäre Gärung bei den Massen zu erhalten. Und noch ein tieferes Zeichen illiberalen Geistes erkannte der Herzog in der Zeit. „Vergebens — so führt er in einer Denkschrift des Jahres 1853 aus — wird, so lange die beiden extremen Parteien sich allein gegenüber stehen, die Nation erwarten, daß sie endlich einmal von dem unfruchtbaren Streit über Verfassungsformen befreit werde. Denn jede Form wird in der Hand dieser Parteien nur eine Handhabe zur Er-

[1]) J. Partsch, Zur Erinnerung an Carl Neumann, Ztschr. d. Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin XVII, 81 ff. (1882).

reichung ihrer Parteizwecke." Treffend sah er es als ein Kriterium des gemäßigten Liberalismus an, daß dieser auf eine Abmilderung, nicht auf eine parteipolitische Herauftreibung der Doktrin bedacht war.

Wie sich die liberale Richtung durch diese Jahre durchschlug, dafür haben wir ein interessantes Beispiel an dem „Litterarisch-politischen Verein", den der Coburger Herzog seit 1853 um sich versammelte[1]). Den Anstoß gab die auswärtige Politik, die 1853 hervortretende orientalische Verwicklung, die zum Krimkriege führte. Fast wie eine Erlösung aus der Klammer der herrschenden Verhältnisse empfanden deutsche Patrioten die Krise. Von den Reaktionären erwartete man eine Politik im Sinne russischer Hegemonie über Europa, den Demokraten traute man ein Paktieren mit dem revolutionären Imperator des Westens zu. So drohten die Deutschland im Inneren zersetzenden Extreme sich auszuwachsen zu einer analogen Gefährdung der auswärtigen Lage, — ein charakteristischer Gedankengang der Liberalen. Dagegen ließ sich dieser Gefahr vorbeugen nur durch einen Zusammenschluß der nationalen Elemente, durch eine Gruppierung um die Mitte. Und die Einwirkung auf die äußere Politik sollte dann wiederum im Inneren das Verhältnis lösen, in dem sich die Nation befand: das Eisen zwischen Hammer und Amboß zweier Parteien zu sein, deren keiner sie mit ihrem Wesen zugehörte.

In einer Denkschrift erwog der Herzog die Möglichkeiten für die Bildung einer enggeschlossenen großen Partei, die die Interessen der Nation selbst vertreten sollte. Das Programm, das er aufstellte, fiel ziemlich dürftig aus[2]). Interessant dagegen waren seine Gedanken, wie die Partei zu organisieren wäre, wie aus „Wohlmeinenden" „einstimmig und gleichmäßig Handelnde" zu machen wären. Er skizzierte einen Hauptverein, einen Ausschuß, eine Generalversammlung und Zweigvereine. Der Gedanke

[1]) Vergl. Ernst II., Aus meinem Leben und aus meiner Zeit Bd. II, Buch VIII, Kap. I: „Ein litterarisch-politischer Verein" und Haym, „Das Leben Max Dunckers", S. 150 ff., 158 f.

[2]) S. 310 f.

der Disziplin war ihm das Wesentliche. Nach bestimmtem Plane sollte jedes Mitglied der Aufklärung des Volkes, der Einwirkung auf die Parteien seine Arbeit widmen. „Wir bedürfen zu unserem großen Zweck einer Nötigung, die wir uns selbst auferlegen." Die Neigung des Coburgers, in allen nationalen Bewegungen seine Hände zu haben, der Wunsch des regierenden Herrn, sein kleines Land zu einer „Oase des Geistes" in Deutschland zu machen, das Künstliche der ganzen Schöpfung sprach deutlich aus diesen Plänen. Die angeregten Arbeiten, Volksbücher, Broschüren u. a. kamen nicht zur Blüte. „Es zeigte sich, daß dergleichen nicht wie Teilstücke eines großen Haus- und Maschinenbaues in Arbeit gegeben werden kann" (Haym). Die Gelehrten hatten sich von der Politik zurückgezogen, um in großen wissenschaftlichen Darstellungen ihre Ideen auszusprechen. So Droysen; nur Duncker, der allzeit rührige, stellte sich von Halle aus dem Verein zur Verfügung, dessen Preßkomité er zusammen mit Gustav Freytag, dem Herausgeber der Grenzboten, leitete. Seine Broschüre „Preußen und Rußland", in der er den Eintritt Preußens in den Krimkrieg an der Seite der Westmächte forderte, gehörte in diese Richtung. Daneben wirkten Francke und Samwer, die Ernst II. aus Schleswig-Holstein an seinen Hof gezogen hatte; und auch an die im preußischen Landtag gleichfalls in Opposition stehende Partei Bethmann Hollweg suchte man Anschluß[1]). Bei allem Künstlichen, bei aller Selbsttäuschung über die Möglichkeit publizistischer Einwirkung auf weite Volkskreise war doch etwas von der standhaften Gothaer Parteigesinnung in diesen Bestrebungen, von einer Gesinnung, die im Gefühle der festen inneren Durchbildung ihrer Sache auch das Unzeitgemäße auf sich nimmt.

Und so sollte sich auch aus diesen Bemühungen des Vereins, noch bevor in der allgemeinen Politik — mit dem preu-

[1]) Freilich ließ sich Freytag aus Schlesien und Sachsen schreiben, daß es leichter sein werde, Tausende für ein rein liberales Unternehmen als Hunderte für ein Zusammengehen mit dem Wochenblatt zu erhalten; namentlich mit Bethmanns religiöser Richtung war man vielfach nicht einverstanden.

ßischen Regierungswechsel — eine Wendung zum Besseren eingetreten war, ein Unternehmen entwickeln, das wirklich die Geister der Zeit in die ihnen gemäße Richtung führte, politisches und wissenschaftliches Werben um die Nation innerlich zu verknüpfen verhieß.

Die größte Sorge des Vereins war die Herausgabe einer neuen Zeitung gewesen, zu der sich, nachdem die „Constitutionelle Zeitung" eingegangen war, die Partei wieder hätte bekennen können. Den politischen Druck suchte man durch Verbindung mit der Wochenblattspartei, die zum Koblenzer Hofe in nahen Beziehungen stand, zu beheben; im Oktober 1854 verhandelte Duncker in Frankfurt mit den Führern derselben über die Umwandlung des Wochenblattes in eine Tageszeitung, deren Leitung zu übernehmen er wohl selbst bereit war. Die Sache zerschlug sich hauptsächlich an dem Mangel an Geldmitteln — auch ein Beweis dafür, daß es eine feste nationale Partei während der fünfziger Jahre in Deutschland noch nicht gab. Aber auch die polizeilichen Hindernisse waren nicht zu beseitigen[1]). So riet Duncker, es statt mit einer Tageszeitung mit einer Monatsrevue zu versuchen. Anfang 1857[2]) gewann der Plan nähere Gestalt. Duncker vermochte Haym, den früheren Redakteur der „Constitutionellen Zeitung", zur Übernahme der Redaktion. Zu derselben Zeit erhielt dieser aus Schlesien eine ähnliche Aufforderung; dort hatte der liberale Kreis der Mommsen, Röpell, Molinari gleichfalls die Idee einer Wissenschaft und Politik verbindenden Zeitschrift gefaßt. Man kam zusammen. Durch Mommsen wurde der Bruder des Inhabers der Weidmannschen Buch-

---

[1]) „Wir kleiden uns in diese Rüstung" — einer wissenschaftlichen Revue — „weil es einfach eine Unmöglichkeit ist, die liberal-nationalen Ansichten und Ziele gegenwärtig in Preußen mittels einer Zeitung zu vertreten" (Brief Hayms an den Bremer Gesandten in Washington R. Schleiden v. 10. XII. 1857, den mir mit der Antwort Schleidens v. 8. I. 1858 Herr Prof. Delbrück gütig zur Verfügung stellte).

[2]) Bei Haym, Aus meinem Leben (S. 258 f.) kein näheres Datum. Daß der Plan vor dem Mai 1857 fertig war, ergibt sich aus dem Aufruf des Komités (Anlage I).

handlung, Georg Reimer, zum Verleger gewonnen. Ein Komité, das die Haltung der Zeitschrift beaufsichtigen und für die Aufbringung der Mittel Sorge tragen sollte, bildete sich aus Saucken-Julienfelde, Harkort, Mommsen, Röpell, Molinari und Duncker[1]). An Häußer, Droysen, Bernhardi trat man heran[2]). Auch Demokraten, sofern sie Tüchtiges leisteten, sollten nicht ausgeschlossen sein[3]).

Den Titel für die Zeitschrift setzte Mommsen, anscheinend gegen mancherlei Bedenken, auch des Herausgebers, durch[4]).

---

[1]) Haym an Georg Reimer 30. X. 1860. Das Manifest vom 1. Mai 1857 ist hingegen unterzeichnet von Harkort, Milde, Molinari, Saucken-Julienfelde. So werden in der Zusammensetzung des Komités noch Änderungen vorgenommen worden sein. Röpells Teilnahme bei Bernhardi unter dem 11. VIII. 1857 (Tgb. II, 360).

[2]) Bernhardi Tgb. II, 358—360.

[3]) ebd. II, 360.

[4]) Haym an Schleiden: „Ich habe den Titel, da er zu Mißverständnissen allerdings überreichlich Anlaß zu geben imstande ist, nicht gewählt, ihn aber auch nicht hintertreiben können . . . Auf das Zustandekommen wie auf die Wahl des Titels hat Theodor Mommsen besonders Einfluß geübt. Gern zwar halte ich an der Hoffnung fest, daß die einheitliche Entwicklung Norddeutschlands durch Preußen vor sich gehen werde, allein die scharfe Betonung dieser Hoffnung würde gegenwärtig mehr zu deren Vereitelung als Erfüllung beitragen, und so werden unter meiner Redaktion die Jahrbücher unter allen Umständen mehr deutsche als preußische Jahrbücher sein." Hiernach ist doch wohl die Darstellung, die Haym in seinen „Erinnerungen" gibt, zu korrigieren; dort schreibt er (S. 259): „Der in Vorschlag gebrachte Titel, bei dem mir der Vorgang der Hallischen Jahrbücher vorschwebte, wurde akzeptiert; darüber insbesondere, daß diese Jahrbücher sich Preußische nennen müßten, herrschte Einstimmigkeit." In Wahrheit wird gerade Haym zum mindesten taktische Bedenken gegen den Titel geltend gemacht haben, aber gegenüber Mommsen und Duncker nicht durchgedrungen sein. Darauf führt auch ein Brief Dunckers an Georg Reimer v. 20. XII. 1857, 10 Tage nach jener Erklärung Hayms an Schleiden: „Haym schwankt, wie er mir schreibt, zwischen preußischem und deutschem Gesichtspunkte. Er muß meines Erachtens den preußischen vorwiegen lassen. Preußen ist etwas und Deutschland noch nichts. Man muß den übrigen deutschen Staaten zeigen, daß man deutsche Interessen hat, aber man muß ihnen nicht schmeicheln wollen." Ausstellungen

So wurden die Preußischen Jahrbücher ins Leben gerufen. Im Januar 1858 erschien das erste Heft.

## Literarische Vorläufer.

Aus der Entwicklung der liberalen Partei und ihrer Presse konnten wir die Entstehung der Zeitschrift verfolgen. Ihre Form aber hat noch eine besondere Geschichte. Diese ist nicht so sehr ein Erzeugnis des politisch-parlamentarischen als des wissenschaftlichen Bodens, auf dem die liberale Partei stand. Bereits hatte sich aus der Bewegung der deutschen geistigen Parteien ein mannigfaches Zeitschriftenwesen herausgebildet, zu dem nun die Jahrbücher mit ihrer Form hinzutraten.

Wissenschaftliche Parteien, die es, wie uns Ruge bezeugt hat, vor den politischen in Deutschland gab, entsprangen der reichen Entwicklung des deutschen Geisteslebens am Anfang des 19. Jahrhunderts. Der theoretische Mensch gelangte in der Epoche des deutschen Idealismus zu einer seiner großartigsten Entfaltungen. Zuletzt erschien ihm der Genius, der das Aus-

---

an dem Titel wurden dann freilich lebhaft genug erhoben. Schleiden selbst erklärte ihn, obwohl er „immer noch auf Preußen hoffe", für „mindestens unzeitgemäß" und wollte sich, auch sonst verhindert, nicht auf ein „politisches Programm" verpflichten, wie er es durch den Titel vorgezeichnet fand. Schärfer noch sah Heinrich v. Arnim in demselben entweder eine „eines Organs der deutschen Partei unwürdige Beschränkung" oder eine „höchst unpolitische und überdies — wie die Dinge sich einmal gestellt haben — ganz unbegründete Anmaßung" (an Haym 29. XI. 57). Auch Treitschke tadelt, in einem Brief an seinen süddeutschen Freund Nokk, den Titel (Briefe I, 453). Julian Schmidt dagegen lobte gerade den spezifisch preußischen Ton und verlangte, als politisches Gegenstück, auch die Begründung „Österreichischer Jahrbücher" (Grenzboten 1858, I, 241 ff.). Die Kontroverse über den Titel ist ein kleiner Beleg für den unausgereiften Stand der deutschen Frage 1857/58. Haym selbst hat bald den großen Gesichtspunkt, die geistige Synthese gefunden, auf die er die Jahrbücher stellte. Im Rückblick auf den ersten Jahrgang erläuterte er den Titel dahin: „Wir sind gut preußisch, weil wir mit unserer Sympathie überall da sind, wo wahrhaft deutsches Leben sich regt, und wo man nach einem Staate und im Staate nach Freiheit und Gerechtigkeit verlangt" (Pr. Jb. III, 14).

einanderstrebende in eine Einheit von unerhörter konstruktiver Kraft zusammendachte, die Idee aufnahm und ihr doch die Fülle neuentdeckten Lebens unterwarf, selbst reiner Denker, Absolutist, und doch der Urheber eines mächtigen neuen Bewußtseins, das vorwärtsdrängte, sich erweiterte, überall Bewegung des Ganzen sah: Hegel. Wie sein Geist war, umfassend und organisatorisch zugleich, mußte er recht eigentlich aus dem deutschen geistigen Leben die Parteien hervortreiben.

So kam es auch unter Hegels Leitung zu dem ersten bedeutenden Versuche, über die öffentliche Bewegung der Zeit in Zeitschriften von starkem programmatischen Einschlag Rechenschaft zu geben, zu den Berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1827)[1]). Ein Versuch an der Spitze einer langen Reihe analoger, in Stoffen und Anschauung fortschreitender Unternehmungen: keiner Materialsammlungen, keiner Kommentare zu den Interessen des Tages, weder einer Fach- noch einer Unterhaltungsliteratur, sondern Einheiten geistig-politischer Haltung, wie sie in gelehrten Sozietäten, in bestimmten philosophischen oder historischen Schulen, in besonderen örtlichen Verhältnissen, in politischen Parteien zur Entwicklung kamen; es wäre eine reizvolle Aufgabe, die deutsche Zeitschriftenliteratur unter diesem Gesichtspunkt bis zu dessen fast völligem Verlöschen am Ende des Jahrhunderts zu verfolgen.

Meist deutet sich bei den hierher gehörenden Journalen die programmatische Richtung bereits im Titel an. So durften die Berliner Jahrbücher die öffentliche Bewegung der Zeit in der Tat noch in der „wissenschaftlichen Kritik" erblicken. Sie errichteten, um diese nach festen Gesichtspunkten auszuüben, bei sich ein Forum, das über die Werke, die der Besprechung würdig waren, entschied. Hegel und die Seinen — Marheineke,

---

[1]) Über Hegels interessantes, von der geistigen bereits zur politischen Einheit Deutschlands hinstrebendes, dann aber (mit Hilfe von Gans) wesentlich verändert verwirklichtes Programm vergl. Lenz, Geschichte der Universität Berlin. Bd. II, 1. Hlft., S. 306 ff.

Gans, Varnhagen — schalteten da an erster Stelle[1]). Später nahmen sie eine ausgesprochen konservative Haltung an. Leo, Savigny, Hengstenberg wirkten an ihnen mit — „partikuläre Berliner Richtungen" und „verwitterte, antiphilosophische Existenzen", wie Ruge, diese Verbildung des Hegelschen Geistes mit Bedauern ansehend, schrieb[2]).

Er selbst in seinen „Hallischen Jahrbüchern" (seit 1838) glaubte das Hegelsche Erbe richtig zu wahren, „zu neuen Konsequenzen und immer reineren Formen sich fortbilden zu lassen". In eindrucksvollen Jahres-Vorworten gab er über Entwicklung und Bedeutung seiner — täglich erscheinenden — Blätter Rechenschaft. Aufs engste sind für ihn noch Wissenschaft und allgemeines Leben verbunden. In ihrem Bündnis, in ihrer starken gegenseitigen Durchdringung erkennt er den beherrschenden Faktor der Zeit. „Die Isolierung der alten Literaturzeitschriften von der wahren Geistesbewegung und ihre abgestorbene Tendenz sollte durch ein Organ aufgehoben werden, dem die Zeitgeschichte für ein unzertrennliches Ganze, Wissenschaft und Kunst aber für die eigentlichen Nerven ihrer Bewegung gälten." Und dann, mit charakteristischem Vertrauen in die Macht des Gedankens: mit der Ausführung jenes Gedankens müsse „eine gewaltige Zersetzung des alten Chaos, in dem zurzeit weder Eros noch Eris zu rechtem Leben erwacht seien, eintreten". „Denn was konnte die Folge sein? Mußte nun nicht überall in die geschichtlichen Zustände und ihre Auflösung das Bewußtsein der Wissenschaft einzudringen streben? Und wenn dies gelang, wurden dann nicht die historischen Existenzen mit einer Klarheit über sich selbst erfüllt, welche man bisher nur in der Philosophie, nicht einmal in den empirischen Wissenschaften hatte dulden wollen?"[3]) Es ist die Bedeutung Ruges, dem

[1]) So weigerte Gans sich, auch die Schlußbände von Savignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter anzuzeigen, nachdem er an den ersten Bänden die geistlose, unphilosophische Behandlung des herrlichen Stoffes dargetan habe.

[2]) Hall. Jahrb. 1840, Sp. 38/39.

[3]) Hall. Jahrb. 1841, Vorwort.

Hegelianismus und der rein geistigen deutschen Kultur die Richtung auf die Politik mitgewiesen, in die von dem Idealismus postulierte Einheit des vernünftigen und des wirklichen Daseins die Kraft der politischen Agitation hineingeleitet zu haben. Dadurch wurde seine Zeitschrift freilich noch zu keiner politischen. „Die vornehmste Erscheinung des deutschen Journalismus jener Tage“[1]), blieb sie selbst doch durchaus auf geistigem Boden haften. Die eigentlichen Wesenheiten, die in lebendigen Schilderungen in ihr auftreten, sind nicht die Staaten, sondern die Universitäten; so gleich an der Spitze des ersten Jahrganges die Universität Halle in einer kritisch-historischen Würdigung von Ruges Mitherausgeber Echtermeyer.

Es war doch nicht der philosophischen Richtung, sondern der andern, „der Philosophie aufsässigen“, der empirischen vorbehalten, politische Organe aus sich zu entwickeln. Einige Jahre nach den Hallischen Jahrbüchern (zuerst 1842) erschien Carl Biedermanns „Deutsche Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben“, die ein dem Rugeschen entgegengesetztes Programm vertrat[2]). Einheit und Fortschritt, Macht und Freiheit werden auch hier verlangt, aber sehr viel nüchterner verstanden. „Die liberale Partei, welche zu lange nur um politische Ideen und Theorien gekämpft hatte, mußte endlich einsehen, daß die politische Freiheit nicht Zweck, sondern Mittel sei, daß sie einer reellen praktischen Unterlage bedürfe, und daß diese keine andere sein könne als die Freiheit des produktiven Schaffens, der industriellen und kommerziellen Tätigkeit.“ Die Verweisung der freiheitlichen Ideen auf wirtschaftliche Betätigung gilt dabei nicht nur als eine Forderung des ökonomischen, sondern auch als eine solche des nationalen Geistes. Denn sie nähme dem Liberalismus die doktrinäre kosmopolitische Spitze. Noch bei der Julirevolution habe „die Gleichheit der politischen Prinzipien den Gegensatz der Nationalitäten überwogen“. „Die

[1]) Haym, Erinnerungen, S. 104.

[2]) Vergl. den einleitenden Aufsatz „Die Fortschritte des nationalen Prinzips in Deutschland“, Bd. I, S. 1.

Zeiten dieses Liberalismus sind, dem Himmel sei Dank! in Deutschland vorüber . . . Wir haben einsehen gelernt, daß das keine wahre politische Freiheit ist, welche nicht zugleich und vor allen Dingen das Vaterland, die Nation groß, einig und frei macht; wir haben die Täuschungen der französischen Freiheitssympathien in ihrer ganzen Gefährlichkeit und Heimtücke erkannt." So ist es das Bekenntnis zur Nation, die Feindschaft gegen Frankreich, zu der sich der Liberalismus hier gleichsam als zu einer Schutzwehr gegen seine eigenen doktrinären Neigungen getrieben fühlt. Und weiter: wirtschaftlicher Fortschritt vermag bei Biedermann auch erst die Einheit mit der Freiheit zu versöhnen. Die Einheit werde in Deutschland von Preußen dargestellt, aber es sei bisher eine „künstliche" gewesen, „ohne die Initiative der öffentlichen Meinung". „Preußen betrachtet das öffentliche Leben der Nation, die Freiheit des Einzelnen, die rechtlichen und die politischen Institutionen fast nur aus dem Gesichtspunkte der Zentralisation, als Mittel, die Einheit des Staates zu befestigen und die Benutzung der Volkskraft für die Zwecke der äußeren Politik zu erleichtern." „Eine kriegführende, erobernde Nation empfängt den Impuls von ihrem Mittelpunkte, von ihrer Regierung; eine industrielle hat ihre Bewegung in sich selbst, in jedem ihrer Glieder, und ihre Zentralgewalt ist nur eines der Räder, durch welche jene Bewegung reguliert wird." So empfängt die Zeitschrift von dem Hauptproblem der deutschen Entwicklung des Jahrhunderts, von dem Verhältnis des deutschen zu dem preußischen Geiste, ihr Programm: Sie nimmt diesen Gegensatz wahr, aber sie stellt ihn sich nur grob vor, wenn sie den preußischen als den kriegführenden, den deutschen als den industriellen Nationalgeist bezeichnet. So ist sie auch in ihrem Plane angelegt: Von Aufsätzen zur „Politik" unterscheidet sie solche über „Handel und Gewerbe", „Gesetzgebung und Rechtspflege" und ferner über geistige Angelegenheiten. Monatlich gibt sie einfache Registrierungen der Begebenheiten unter dem Titel „Politische und kommerzielle Übersichten". In ihren monatlichen Notizen berichtet sie durcheinander über Eisenbahnen,

Schiffsverkehr, neuere Bücher und dergl. Ihr Versuch, von den wirklichen Verhältnissen eine Anschauung zu geben, blieb ohne durchbildende Kraft. Ein literarisches Erzeugnis stellt sie nicht dar.

Ein Jahr vor der deutschen Monatsschrift (1841) erschienen „Die Grenzboten", von J. Kuranda in Brüssel herausgegeben. Sie nannten sich „Blätter für Deutschland und Belgien" und hatten sich zum Ziel gesetzt, die wesensverwandten Länder einander näher zu bringen. Ein feines Problem! Auch hier lag eine Spitze gegen Frankreich! Kuranda erklärte Belgien für ein durchaus germanisches Land[1]), die belgische Revolution von 1830 wäre nichts weniger als eine Nachahmung der französischen, keine moderne, sondern eine altgermanische Erscheinung gewesen, eine Auflehnung der alten Kommunalfreiheiten gegen den modernen, von Holland importierten Zentralismus. — Und neben dem Aufgreifen eines großen europäischen Problems, neben der Einstellung auf das im 19. Jahrhundert zu starker innerer Durchbildung kommende französisch-deutsche, romanisch-germanische Verhältnis erlaubte die im Titel sich ausdrückende örtliche Besonderheit der Zeitschrift dem vielseitigen Herausgeber eine leichte Orientierung inmitten der Stätten des modernen Lebens: „Wir stehen im Laufe eines einzigen Tages in der Mitte aller Begebenheiten, die der gestrige in Paris, London, Amsterdam und in den großen Rheinstädten geboren hat." Dieser für den Inhalt einer Revue, die sich auf alle Gebiete der Kultur erstreckte, eigenartige und günstige „Grenzboten"-Charakter wurde der Zeitschrift gewahrt, als sie, von der preußischen Zensur gleich an der belgischen Grenze bedroht, um wenigstens im übrigen Deutschland Verbreitung zu finden, auf sächsischen Boden übersiedelte. Da rückte der Österreicher Kuranda an Stelle des deutsch-belgischen das österreichische Problem in den Vordergrund; auf oft abenteuerliche Weise gelangten die Korrespondenzen aus Österreich über die Grenze nach Leipzig. Freilich konnte Kuranda, vor 1848, die Stellung

[1]) Bd. I, S. 3.

zu Österreich noch nicht zu einer alle Fragen des öffentlichen Lebens umfassenden Losung werden wie später den Großdeutschen. Politik und Kultur gingen mehr zufällig nebeneinander her. Und als 1849 Kuranda, nach Österreich eilend, die Leitung des Blattes Gustav Freytag und Julian Schmidt übergab und diese sofort die preußische Führung auf das Programm der „Grenzboten" schrieben, ist es bei einer männlichen, aber aus nicht eben eigenen geistigen Quellen gespeisten Haltung der Wochenschrift geblieben. Wohl spiegelte sie gegenwärtiges und geschichtliches Leben nach mancherlei Richtungen. Doch in der besonders von Julian Schmidt verfochtenen, durchaus unromantischen Haltung — „wir entsagen dem stolzen Bewußtsein der romantischen Literatur, frei zu sein von den Ereignissen und mit ihnen spielen zu können" — war eben auch die reizlose Art begründet, mit der man sich hier anschickte, „die wichtigen politischen, sozialen und künstlerischen Erscheinungen . . . vom Standpunkt des gebildeten Bewußtseins zu kritisieren"[1]).

Bereits hatte das Scheitern der Revolution der Nation die Freude an der Gestaltung des öffentlichen Lebens genommen, und es konnte angezeigt erscheinen, die Bildungsfragen in einem alle Politik ausschaltenden Unterhaltungsjournal zu Worte zu bringen. Das leistete George Westermann in Braunschweig mit seinem 1857 zuerst erscheinenden „Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte", „einem Familienbuch für das gesamte geistige Leben der Gegenwart". Da erschienen Novellen, Reiseberichte, naturwissenschaftliche Abhandlungen, bildende Kunst, Musik, Theater, literarische Besprechungen, Beiträge zu Handel und Industrie und sogenannte „Originalkorrespondenzen", gediegene und seichte Ware, bunt durcheinander. Wie ernst hatten die Hallischen Jahrbücher und noch die Grenzboten aus allen Teilen Deutschlands sich über die öffentliche Bewegung unterrichten lassen! Die „Originalkorrespondenzen" dagegen, die gleich im ersten Heft aus Berlin, vom Mittelrhein, aus Pest,

[1]) Jg. 1849, 3, S. 2.

Paris, Wien, New York und Honkong einliefen, ergingen sich in einem nichtswürdigen Allerlei[1]).

Nicht umsonst klagte Julian Schmidt[2]), daß seit den internationalen Verträgen über Nachdruck- und Übersetzungsrecht, aus Frankreich und England herüberkommend, eine starke Verbilligung der Journale und damit die Tendenz auf Massenabsatz, die bequeme Popularisierung rasch um sich gegriffen habe. Auch Westermanns Monatshefte, gewiß nicht die schlechtesten ihrer Art, hatten es in ihr Programm aufzunehmen gewagt, „die Wissenschaft lebendig zu machen und sie ins Leben zu tragen“[3]). Bestrebungen, die so verstanden wurden, gegenüber begrüßte Schmidt es als „einen unberechenbaren Gewinn“, daß in den Preußischen Jahrbüchern nicht nur die konstitutionelle Partei ein Organ erhalten habe, sondern auch die Bildung der Zeit sich wieder um einen lebendigen und bewußten Ausdruck ihrer Art bemühe.

## Das Programm.

Die Idee, die die Preußischen Jahrbücher leitete, hat Haym, dem Zug zu historischer Selbstbetrachtung, der ihn zum klassischen Darsteller der deutschen Nationalversammlung gemacht hatte, folgend, in einem Rückblick auf den ersten Jahrgang in der Zeitschrift selbst noch einmal bekannt — in monumentalen und zugleich eindringlichen Sätzen, die sich wie ein besonderes Kapitel über das Verhältnis von Wissenschaft und Leben ausnehmen[4]). Wir dürfen seinen Standpunkt, der in diesem Ver-

[1]) Einige Überschriften aus den Korrespondenzen des ersten Jahrgangs mögen hier folgen: „Vom Mittelrhein (Mitte September): Feste, Bäder, Geldklemme, Kunstverhältnisse“ — „Bozen (Oktober): Das Kaiserschießen, die Bedeutung des Tiroler Schützenwesens, Wissenschaftliches, die Berufung des Professors Ficker, die Philosophie in Tirol.“ — „Athen (Oktober): Literarische und industrielle Zustände, Gastfreundschaften, Räubereien, Ansichten.“ — „München (November): Das öffentliche Treiben, das Bier, der Adel.“

[2]) In seiner Anzeige der Preußischen Jahrbücher, Grenzb. 1858, 1, S. 241 ff.

[3]) Vorwort des 1. Bds. (1857).

[4]) Bd. III, H. 1: „Vorwort“. Daneben kommen als programma-

hältnis wurzelt, und den er in den Jahrbüchern zu vollem Ton gebracht hat, hier in seiner Geschlossenheit auf uns wirken lassen, da wir die in der engeren Parteigeschichte liegenden Momente, die bei Haym, dem Herausgeber, aber nicht dem Begründer der Zeitschrift, etwas zurücktraten, bereits dargelegt haben.

Ein bestimmter Gesichtspunkt war es, der den Jahrbüchern Ursprung und Charakter gab: die Beziehung zwischen Wissenschaft und Leben, wie Haym sie erfaßte. Sie war eine Erscheinung der Zeit, ein Erzeugnis aus Revolution und Reaktion. „Ein Stück ihres Herzens ließen die zurück, die sich aus der Praxis auf den Boden geistiger Arbeit zurückgedrängt sahen." Nun aber erhob sie Haym zur bestimmten Richtung, zum klaren Erlebnis. Nicht ein intellektuelles, sondern ein sittliches Anliegen stellte sie ihm dar. Nicht so sehr das Leben sollte durch die Wissenschaft Einsicht, sondern die Wissenschaft durch das Leben Charakter gewinnen. „Das Wirkliche nicht bloß zu denken, sondern es auch zu wollen!" Was aber bildet den Charakter? Die Erfahrung. Erfahrung aber erzeugt Respekt vor den Tatsachen, geschichtlichen Sinn. So unterlegte Haym der deutschen Geschichtswissenschaft, die eben ihr klassisches Jahrzehnt erlebte, neben Rankes fortschreitenden Arbeiten Mommsens, Häußers, Sybels, Droysens, Dunckers große Werke hervorbrachte, den Sinn, das Ethos der Zeit im Kern zu repräsentieren. „Ihr sittlicher Sinn sollte unser Pathos sein", d. h. ihre Einwirkung auf das Leben sollte zur Geltung gebracht werden. Es war eine innerlich notwendige Beziehung; Haym weist das unfreie Popularisierungs- und Utilitarisierungsbedürfnis von sich ab. Vielmehr, die freie Wissenschaft galt ihm „an sich" als die

---

tische Äußerungen in Betracht: das Manifest des Komités vom 1. Mai 1857 (Anlage I), ein Rundschreiben Hayms an die Mitarbeiter vom Oktober 1857 (Anlage II), eine Denkschrift Hayms an das Komité über die Fortführung der Zeitschrift vom 17. August 1861 (im Archiv des G. Reimerschen Verlages) und eine Anzeige des Verlegers vom September 1861 (den Bdn. VII und VIII der Kgl. Staatsbibliothek München beigebunden). Außerdem Haym, Erinnerungen, S. 258 ff.

Bundesgenossin des Fortschritts. Das hätte der Erfolg der Duncker, Häußer, Droysen bei der Nation anschaulich gemacht. Aus diesen Erfolgen durfte er die Erkenntnis ableiten, daß sich die Historie „mit und in der Gegenwart" entwickele, daß sie ein Stück Leben der Gegenwart selbst und deshalb würdig sei, daß ihr auch „die Gestaltung des öffentlichen Lebens" anvertraut werde.

Zu wirken war das oberste Ziel der Zeitschrift. Wir blicken hinein in eine Art des wissenschaftlichen Menschen, die nur in Reifezeiten der Wissenschaftsgeschichte zu entstehen vermag: es ist der freie und volle persönliche Schwung und die scharfe Beobachtung der Zeit zugleich, was hier in ein Programm gefaßt wird. „Wissenschaft und Leben, Gelehrsamkeit und allgemeine Bildung soll vermittelt werden: so muß diese Verbindung allererst im Umkreise der publizistischen Kräfte selbst sich vollziehen." Der Historiker soll durch Selbsterziehung sich zum Bildner des nationalen Ganzen vorbereiten. Wo ist ihm ein umfassenderer, ein menschlicherer Beruf zugewiesen worden? Die Philosophie selbst unternahm es, aus der Abstraktion herauszutreten und die Historie zum Rang einer Weltanschauung zu erheben, die sich in dem Gesamtleben einer mächtigen Einheit, in dem der Nation, auszuwirken vermochte. Die Fülle der Impulse, die die Zeit beseelten, hat Haym dem historischen Impuls dienstbar gemacht und diesem eine freie Mächtigkeit verliehen, die recht eigentlich seine Kulmination bedeutete. Was er in seinem Buche über Hegel theoretisch ausgesprochen hatte, geschichtliche Welt- und Staatsanschauung, das hat seine Redaktion der Jahrbücher zu einem lebendigen Beispiel gestaltet.

War so der Geist, in dem die Jahrbücher geschrieben wurden, Geschichte, so entsprach es der praktischen Richtung des idealistischen Denkens, daß sich dieser Geist zu bestimmten Zielen faßte, daß er in sich konstruktiv blieb. Geschichte beanspruchte in den Jahrbüchern weder den Wert einer sich an ihrem Selbstzweck genügenden Wissenschaft, noch den bloß literarischer Geltung, wie ihn sonst gerade der — in den Jahrbüchern ab-

sichtlich gepflegte — Essay sucht, zu realisieren, sondern sie erfüllte sich mit einer „praktischen Tendenz", sie wollte das Nationalleben ergreifen. Sie durfte sich dabei, ohne daß sich der Wissenschaft selbst damit ein Borussizismus bemächtigen sollte, zu Preußen bekennen, weil dies Bekenntnis eben ein willensmäßiges war. Es ist ganz wesentlich, dies zu erkennen: die Wissenschaft wurde nicht wie ein Schlagwort in den Dienst der Politik gestellt; es sollte auch nicht das moralisch-praktische, national-politische Moment, wie bei Hegel die Freiheit, zu einem Prinzip der Erkenntnis werden. Sondern Preußen wurde in dieser Weltanschauung gleichsam als das Fichtesche Ich verstanden, als „eine praktische Abstraktion". Schon in seiner Schrift über Feuerbach hatte Haym vor dem Beginnen gewarnt, „das praktisch Reale zu einer theoretischen Energie umschlagen zu lassen[1])." In Preußen sah die Zeitschrift den berufensten Vertreter der nationalen Güter. Wenn sie solche noch äußerlich nebeneinander stellt, äußere und innere Wohlfahrt, Recht, Macht, Ehre, Einigkeit aufzählt, so bekommt all das dann durch die Parole: Preußen seine lebendige Stelle. Und nicht Preußen überhaupt, sondern das konstitutionelle Preußen ist es, das die Jahrbücher meinen, ein Problem, das noch jung und bildsam war und ihnen jene „große nationale Erfahrung", der sie sich von der Wissenschaft her bedürftig fühlten, in Fülle gab.

## Prinzipien der Redigierung.

Haym ist ein unablässig tätiger, einschneidender Redakteur gewesen. Er hat den Jahrbüchern ihren einheitlichen Charakter aufgeprägt, sie in scharfem Parteizuge, in bestimmter wissenschaftlicher Richtung, in durchsichtiger und lebendiger Form gehalten.

Den Hauptbestandteil der Zeitschrift bildeten die Essays. Die Darstellungen sollten vor den Erörterungen, die historische

---

[1]) Feuerbach und die Philosophie, S. 25.

Kunst vor der politischen und wissenschaftlichen Kritik den Vorrang haben. „Land und Leute, Zustände und Verhältnisse, Richtungen und Epochen, Parteien und Personen" sollten charakterisiert werden. Ja, „historisch und darstellend zu Werke zu gehen", konnte eben ein Haym auch da verlangen, wo es sich um politische oder literarische Kritik handelte. Auch den Tagesereignissen gegenüber wünschte er „den Charakter der zurückschauenden Übersicht, des kritisch-historischen Berichtes" festgehalten zu sehen[1]). Nur wo es sich um bestimmte, die öffentliche Diskussion beherrschende Fragen handelte, wie einen besonderen Gesetzesentwurf, eine besondere auswärtige Konstellation, ein Problem der Wissenschaft, sollte eine kritische Erörterung gegeben werden. Die Form der fachlichen Rezension war ausdrücklich ausgeschlossen, um auch nicht den Schein einer Isolierung der wissenschaftlichen von den ethisch-politischen Interessen der Nation zu erwecken[2])! Neben den Bücherbesprechungen sind es die Anzeigen von Broschüren, unter „Mitteilungen", „Broschürenliteratur", „Notizen" zusammengefaßt, die, zum großen Teil von Haym selbst herrührend[3]), Tagesfragen anregend besprechen.

Auch die Pflege der Sprache legte Haym den Mitarbeitern in seinen Prospekten und Vorworten nachdrücklich an das Herz. Er wies auf die klassischen Lehrmeister, die Goethe und Lessing, hin, daneben auch auf die Franzosen und Engländer, bei denen die publizistische Begabung noch mehr zu Hause sei. „Wir wollen wirken, — darum müssen wir mit ernstem Anteil, mit hellem Verstande und selbstbewegtem Gemüt: wir wollen in weite Kreise der Bildung wirken, — darum wollen wir einfach und plan, ohne Dünkel und ohne große Voraussetzungen in Sinn und Seele, in Verstand und Gemüt unsres Volkes hineinreden."

Stärker freilich als durch die Betrachtung der Formalien

[1]) III, 13.
[2]) I, 693.
[3]) Siehe Anlage IV.

hat Haym durch die Gestaltung des Inhaltes den Jahrbüchern Einheit und Schwung gegeben. Hier verfügte er über ein Mittel, seine Zeitschrift über ihre Vorgänger ein wesentliches Stück hinauszuführen: er vermochte die politische Bewegung ganz in die Jahrbücher einzufangen, durch die tätige Hilfe der Parteifreunde, sowie durch seinen eigenen die Zeit mitlebenden und -formenden Geist. So weit eine Monatsschrift das sein konnte, sind die Jahrbücher immer aktuell geblieben, in Perioden der Vorbereitung mit grundlegenden, programmatischen Arbeiten, in Augenblicken der Entscheidung, wie zur Zeit des italienischen Krieges, ganz auf das Nächste gerichtet, reichlich mit Miszellen ausgestattet, da es „darauf ankam, die Jahrbücher zu einem recht lauten Organ der deutsch-einheitlichen Agitation zu machen“[1]). Namentlich die Korrespondenzen, die sich Haym, neben den regelmäßig fortlaufenden aus Berlin, aus anderen deutschen und europäischen Staaten bestellte, waren ganz auf den Augenblick eingestellt, entsprachen ganz dem wechselnden politischen Interesse. Sie nahmen einen anderen Platz im Zusammenhang des Ganzen ein, als in den früheren Zeitschriften, in denen die Mode der „Korrespondenzen“ zuerst aufkam und ziemlich wahllos um sich griff. Hier hatte alles das Maß der Zeit und scharfe, sprechende Form[2]).

---

[1]) Haym an Reimer, 28. IX. 1859.

[2]) Den Charakter der Politischen Korrespondenzen bezeichnete Haym schön in dem Entwurf zu einer gerichtlichen Verteidigungsrede anlässig der Beschlagnahme eines Heftes durch die Staatsanwaltschaft (Rede am 13. Nov. 1862): „Jede solche Politische Korrespondenz ist ihrem Charakter nach etwas anderes als etwa der Leitartikel einer Zeitung, es ist ein zusammenhängender Rückblick auf die politischen Hergänge des letzten Monats, es ist, wenn ich das Wort gebrauchen darf, ein politischer Essay. Aber mehr als das. Ich berufe mich nicht bloß auf den Charakter dieser und jeder einzelnen Politischen Korrespondenz, sondern auf den Charakter der Zeitschrift. Ein und derselbe Geist geht durch die Zeitschrift hindurch.“ Jede einzelne Äußerung sei als „integrierender Teil einer an den fortschreitenden Ereignissen stetig und konsequent sich entwickelnden politischen Gesamtanschauung“ zu beurteilen.

Die eigentliche Handhabe zu dieser strengen Redigierung bot Haym das Prinzip der Anonymität, das Mommsen der Zeitschrift aufgeprägt hatte. Die Partei, nicht der einzelne, noch so glänzende Name sollte das Organ tragen. Fünf Jahre ist dies Prinzip streng durchgeführt worden, dann hat man es, bei bedrängter Finanzlage, allmählich fallen lassen und einzelne Namen von Klang unter dem Text bekannt gegeben. Die Anonymität gab Haym, der die Verantwortung für alle Beiträge trug, die Gelegenheit, diese Verantwortung auch im geistigen Sinne aufzufassen und unermüdlich an den einlaufenden Beiträgen zu formen und zu feilen. So begegnet man denn nicht selten inmitten eines Aufsatzes von fremder Hand einer ungemein charakteristischen Haymschen Stilform. Bernhardi, der mit Rücksicht auf seine Beziehungen gern unveränderten Abdruck forderte, und vor allem Treitschke, der, besonders für nicht rein politische Artikel, die Anonymität überhaupt bekämpfte, haben darüber zu klagen gehabt[1]). Erst der 1872 dem 25. Bande der Zeitschrift beigegebene Registerband hat, wenn auch lange nicht für alle Fälle, die Namen der Autoren bekannt gegeben[2]).

## Äußeres.

Die Jahrbücher erschienen einmal monatlich, wechselnd zu Anfang, Mitte oder Ende des Monats. Je sechs Hefte von durchschnittlich sieben Bogen wurden zu einem Bande zusammengefaßt. Der Preis für den Band betrug drei Taler.

Die Verbreitung der Jahrbücher ist offenbar, so hoch sie in den Kreisen der Gesinnungsgenossen gewertet wurden[3]), doch

[1]) Treitschkes Briefe II, 164, 267. Selbst Treitschkes Aufsatz über die „Freiheit" kam nur „gemildert" in die Jahrbücher.

[2]) Nachweise auch in jenem Register ungenannt gebliebener Verfasser siehe Anlage IV.

[3]) „Sie sind ein Stück Nationalleben geworden, durch Sie, allein durch Sie!" (Aegidi an Haym, 18. IX. 60.) — Harkort, Mitglied des Komités, an Haym (17. XI. 60): „Ihre gütige Benachrichtigung über den guten Fortgang der Preußischen Jahrbücher macht mir große Freude und gerne erfülle ich die Pflicht, Ihnen, als dem verdienstvollen Kämpfer gegen die Dunkelmänner, meinen wärmsten Dank zu

keine ausgedehnte gewesen. „Auf die Höhe vornehmer und fesselnder Popularität gestimmt", blieben sie doch eine im ganzen akademische Erscheinung. Bei einem Absatz von 1000 Exemplaren jährlich, glaubte man, würde die Zeitschrift sich selbst erhalten. Da man indessen einen solchen von vornherein nicht in Aussicht nahm, sondern außerdem einen Garantiefonds forderte, und trotzdem Jahr für Jahr finanzielle Krisen zu überwinden hatte, wird der Absatz der Zeitschrift beträchtlich hinter jener Ziffer zurückgeblieben sein. Dennoch hat sie der Verleger Georg Reimer, der Partei Treue haltend, über alle Krisen hinweggebracht.

In Österreich wurde sie gar nicht gelesen, in Deutschland sorgten die Freunde durch Besprechungen in den Tageszeitungen für das Unternehmen[1]).

---

sagen. Unsere große Partei kann stolz auf diese Vertretung im Gebiete der Wissenschaft und des konstitutionellen Lebens sein; fahren Sie nur tapfer fort, dem Rechte und der Wahrheit eine Hütte zu bereiten."

[1]) So besprach sie Haym selbst in der Magdeburger, Springer in der Kölnischen, Baumgarten in der Süddeutschen Zeitung, Oetker in seinen Kasseler Blättern (Haym an Reimer, 10. XII. 59), Geffcken im Preußischen Wochenblatt (ders. an dens., 7. V. 60), Dilthey in der Sternzeitung (ders. an dens., 29. IX. 61) und in Schmidts Berliner Zeitung (Dilthey an Haym, 29. IV. 62).

*Zweiter Abschnitt.*

# Die Mitarbeiter.

## Rudolf Haym.

Haym war 1821 zu Grünberg in Schlesien als Sohn des Konrektors an der Bürgerschule geboren, kam mit 12 Jahren zu Verwandten nach Berlin, um das Gymnasium zu besuchen, und bezog 1839 als Student der Theologie die Universität Halle. Er promovierte dort, nachdem er der theologischen Laufbahn entsagt hatte, 1843 zum Doktor der Philosophie. Wegen des oppositionellen Verhaltens des Studenten zu der im preußischen Kultusministerium herrschenden kirchlichen Richtung — er hatte sich zum Wortführer einer um die Berufung David Friedrich Straußens nach Halle petitionierenden Bewegung gemacht — wurde ihm die venia legendi an jener Universität nicht gewährt. Er lebte, mit philosophischen und publizistischen Arbeiten beschäftigt, in Halle, bis er 1848 durch die Empfehlung seines Freundes Duncker das Mandat der Mansfelder Kreise für das Nationalparlament erhielt, als dessen Biographen vom Standpunkt seiner Partei, des rechten Zentrums, aus wir ihm begegnet sind. Nach der Auflösung der Versammlung erwirkte er, noch in der Bewegungszeit, seine Zulassung als Privatdozent in Halle, um gleich darauf als Leiter der „Constitutionellen Zeitung" noch einmal in das politische Leben überzutreten (Juli bis November 1850). Während der Reaktionszeit zog er sich auf seine wissenschaftliche Tätigkeit zurück, deren Ergebnisse die Arbeiten über Gentz (in der Ersch- und Gruberschen

Enzyklopädie 1854), über Wilhelm von Humboldt (1856) und über Hegel (1857) waren.

Es ist eine stürmische, sowohl von den geistigen wie von den politischen Bewegungen der Zeit erfaßte Entwicklung, die Haym durchgemacht hat, eine Entwicklung, die sich durch ein leidenschaftlich den inneren Mittelpunkt der Kämpfe suchendes Temperament charakterisiert. So haben ihm die geistigen und politischen Mächte dazu gedient, eine sie kräftig umfassende, einheitliche Persönlichkeit auszubilden. Zeigen wir die Elemente, die diesen Prozeß bildeten, auf[1])!

Reizvoll, in einer von feinem Humor durchzogenen Realistik, ganz ohne romantische Verklärung, heben Hayms Alterserinnerungen mit der Darstellung seiner Knabenjahre in der kleinen Provinzstadt des Ostens an. Er war ein aufgewecktes und doch beschauliches Kind, das an den roheren Spielen seiner Gefährten keinen Gefallen fand, sondern gern seinem Hang zu eigenen Ideen lebte. Die Eltern verwöhnten es, zumal der Vater, ein Jünger der Aufklärung in Pädagogik, Politik und Religion, der es mit einer sorgsam auf die Prinzipien achtenden Pflege umgab, es auf Spaziergängen in Fabriken und Handwerksstätten führte, in echt aufgeklärter Weise auf Anschaulichkeit eben des Alltäglichen, auf ein gesundes Wissen — er verpönte das unbelehrende Märchenlesen —, auf Fühlung mit dem Leben haltend. „Ganz unabsichtlich" nahm sein Anschauungsunterricht wohl eine religiöse Wendung, um den Sohn auf die Weisheit des Schöpfers in allen Dingen hinzuleiten. Und neben der Innigkeit die entschiedene Schärfe des rationalistischen Glaubens gegen die gegnerische Richtung, gegen die Supranaturalisten und die Pfaffen; der Vater verwünschte den Sohn, sollte er als Theologe sich je zu den Tholuck und Hengstenberg halten! Er wurde sein Lehrer „in allem, was für die letzte Richtung des Geistes entscheidend ist".

[1]) Vergl. die 1902 aus seinem Nachlaß unter dem Titel „Aus meinem Leben" herausgegebenen „Erinnerungen", in denen wohl das Alter die Jugend kritisiert und — nach Hayms Art — objektiviert, sich dabei aber auf die reichen Bekenntnisse der Jugendzeit stützen kann, so daß wir eine sehr lebenswahre Quelle vor uns haben.

Von diesem rationalistischen, durch einen orthodoxen Schul- und Konfirmationsunterricht in Berlin nicht erschütterten Standpunkt trat Haym in das Universitätsleben über. Es verstand sich, daß ihn der Vater nach Halle gehen ließ, dem Hauptsitz der rationalistischen Theologie seit den Tagen Christian Wolffs. Der historische Charakter der Universität war ein doppelter: ein aufgeklärter und ein preußischer. Im Gegensatz zu dem streng lutherischen, kursächsischen Wittenberg war sie von dem jungen preußischen Königtum gegründet worden. So konnten Ruge und Echtermeyer, als sie — ein Jahr bevor Haym die Universität bezog — ihre Zeitschrift unter dem Namen „Hallische Jahrbücher" herausgaben, einen programmatischen Sinn — Freiheit und Macht — damit verbinden[1]). Und nicht unschicklich war es, daß später auch die „Preußischen Jahrbücher" eben von dieser Stadt aus ins Leben traten.

Was Haym dort zunächst ganz in seinen Bann ziehen sollte, war die Hegelsche Philosophie, während die theologischen Studien im engeren Sinn ihn langweilten. Der Jünger des Rationalismus mochte wohl ohne Schwierigkeiten den Eingang zu dem Vernunftsgebäude dieser Philosophie finden und in ihrem Sinne für die „der Theologie voraufliegenden Fragen", voran für den großen Rechtsstreit zwischen Glauben und Wissen, eine Lösung suchen. Doch war es nicht der offizielle Hegelianismus, wie ihn in Halle damals Erdmann, Schaller und Hinrichs vertraten, der ihn zu fesseln vermochte. Ja, er verwünschte diese Philosophie, „die gar keine Probleme kannte oder doch keine übrig ließ". Vielmehr, ihn machte der radikale Junghegelianismus eines Arnold Ruge, wie er in den Hallischen Jahrbüchern verkündet wurde, zu dem seinen. Aus den Hallischen Jahrbüchern entnahm er den Geist der Dialektik, ohne daß er sich in die Hegelschen Werke selbst versenken mochte. Hier gab es Kampf gegen das Unvernünftige, nicht bloß dessen dialektische Auflösung wie auf dem Erdmannschen Katheder. Hier gab es nicht

---

[1]) Vergl. den Artikel „Die Universität Halle" von Echtermeyer in der ersten Nummer des ersten Jahrganges der Zeitschrift, 1838.

nur das Wissen der Wahrheit, sondern auch das Wollen des Wissens. Diese aktive Seite der Wissenschaft ergriff Haym mit Leidenschaft; das Temperament war es, die lebendige Vertretung, die den Studenten auf den Ruge-Hegel schwören ließ.

Denn gleichzeitig mit der Wissenschaft hatte ihn das Leben auf einen neuen Boden gestellt. Die „überschwänglichsten Vorstellungen von Burschenmacht und studentischer Freiheit", mit denen er auf die Universität gezogen war, sollten sich erfüllen. Mit etwa zwölf Genossen gründete er auf die alten burschenschaftlichen Ideale von Freiheit, Vaterland, Wissenschaft einen Bund, in dem sich ihm die erträumten Don Carlos-Freundschaften, „wo die eine Seele mit der anderen ein intimes Gespräch führt über das Eigenste und Höchste", verwirklichten. Ein eigenes Ideal studentischer Geselligkeit suchten die Freunde neben dem „vulgären" auszubauen; in ihren Zusammenkünften mehr als in den Hörsälen gedieh ihre Wissenschaft. In die Wissenschaft trugen sie den burschenschaftlichen Freiheitsgeist, ihre Kampfesfreude und ihren Trieb zu den höchsten Fragen hinein. Wie fühlten sie sich! Dem Kurator, der ihn — wegen der für die Straußische Berufung inszenierten Bewegung — zu sich beschieden und ihn aufgefordert hatte, den Streit der Richtungen lieber der Zeit zur Lösung zu überlassen, hielt Haym als junges Semester vor: „Wir eben sind die Zeit!" Sie hatten in Ruge den Mann ihrer Partei. „Unwiderstehlich . . . von selbst flog uns die neuhegelsche Denkweise an."

So leicht aber sollte aus dem Willen zur Freiheit und aus der Hegelschen Weltformel keine Einheit, keine Lebenskraft werden! Eben die konsequente Durchdenkung des Junghegelianismus, wie sie in der „neuen philosophischen Offenbarung", in Feuerbachs „Wesen des Christentums", vorlag, führte Haym an den Abgrund, stellte ihm den Sprung ins Bodenlose als eine Notwendigkeit hin, wo die „Sterne seines kindlichen Glaubens", die sich wohl „in Welten hätten verwandeln" mögen, unterzugehen drohten: den Hegelschen Pantheismus hatte Haym seiner aufgeklärten Religiosität anzugleichen vermocht, nicht aber den Feuerbachschen Anthropomorphismus. Es kam zu einer Be-

kehrung des auch körperlich Überanstrengten: am Grabe eines jungen Hausgenossen, an einem kalten Novembertage, arbeitete sich all sein religiöses Bedürfnis wieder durch, klammerte er sich an den Gott, „der sich ihm damit bewies, daß er ihn nicht entbehren konnte“: bereits ein für Hayms geistige Art charakteristischer Akt: zuletzt setzte sich bei ihm über alle Spekulation hinweg das Unmittelbar-Wirkliche, das Erfahrungsmäßig-Notwendige durch. Er hat diese Bekehrung später als einen Kompromiß geschildert, als eine bewußte Umdeutung des Verstandesmäßigen in das Gemütlich-Sittliche, als eine Anerkennung des Gebietes des Herzens im Reiche der Religion — ein erster Schritt, das Heterogene, das er durchlebt hatte, nicht sowohl in einer glatten Lösung aufgehen als vielmehr in möglichst lebendiger Spannung in sich zusammenwirken zu lassen, sich nicht radikalisierend, sondern totalisierend einzustellen.

Die Beruhigung, die ihn damit ergriff, spiegelte sich auch in der veränderten Richtung wieder, in die er nunmehr seine Studien lenkte. Schon David Friedrich Straußens „Leben Jesu“ — das Mittelglied auf seinem Wege von Hegel zu Feuerbach —, das Buch, das er, wie er noch im Alter bekannte, mit größerem Genuß und größerer Gründlichkeit als irgendein anderes gelesen hatte, hatte ihn zu der philologisch-kritischen Wissenschaft hinübergeführt. Der Einfluß des Lehrers, dem er unter den Hallenser Professoren am nächsten stand, des Orientalisten Gesenius, wirkte in gleicher Richtung: „In immer zunehmendem Grade spürte ich die Wirkung davon, daß meine Gedanken nun nicht mehr beständig um das Licht der höchsten Probleme herumflatterten, sondern sich von konkreteren Gegenständen und historischen Fragen angezogen, beim Irdischen und Menschlichen festgehalten fanden.“

Und aus dem Studium wiederum wurde ihm eine Quelle des Lebens. Sein Lebensgefühl wurde ganz erfüllt von dem Bewußtsein des Geschichtlichen; den Strom des Geschehens, das Werdende, Schreitende erfaßte er als den Rhythmus seines Daseins, erträumte er sich als den Kreis seines Wirkens — wie er es in einem „vertrauten Geständnis“ in jugendlich mächtigen

Worten aussprach: „Ich möchte ganze Säcula der Zukunft in mich schlingen und mein Zelt von einer Epoche der Menschheit zur nächsten und immer wieder zur nächsten tragen — nicht wie der ewige Jude, sondern wie der ewige Mensch, wie die werdende, schreitende Geschichte der Menschheit selbst."

Freilich damals, am Ende seiner Studien, war die Richtung auf die Geschichte durchaus noch nicht vorherrschend in ihm. Vielmehr, eben sein persönliches Erwerben bestand in der Spannkraft, mit der er die entgegengesetzten Elemente, die in ihn einströmten, jedes an seiner Stelle sprechen ließ. So ist denn auch zu fragen, wie weit nicht in ihm Hegel trotz des Kampfes, den er gegen ihn führte, trotz des Buches, mit dem er sich als reifer Mann gegen ihn zur Wehr setzte, immer eine Macht geblieben ist! Hegel behielt eine feste Stellung im Zentrum seines Denkens, mochte nun auch die Empirie, willig eingelassen, ihrerseits ihr Recht daneben fordern. Es ist interessant zu verfolgen, wie sie immer mehr von dem korrekten Hegelianismus in Haym absorbiert. In seiner Dissertation über die äschyleische Weltanschauung erprobte er noch das Hegelsche Schema des Verhältnisses von Kunst, Religion und Philosophie zum Absoluten an den Tragödien des Dichters[1]). Damals erst ging Haym an die Quellen, an Hegels Werke selbst, „dachte er in den Gedanken, schrieb und sprach er in der Sprache der Phänomenologie". In seiner Habilitationsschrift war er dann bereits in einer Kritik Hegels begriffen: an Stelle der Kunst, die ihm die sinnlich-geistige Einheit nicht streng und heilig genug zu repräsentieren schien, setzte er die Sprache, deren Macht ihn seit früher Jugend angezogen, der er sich mit einer schon von dem Vater an dem Knaben bemerkten stilistischen Begabung gewidmet hatte. Von der Sprache her gewann er sich den Genius, der Hegel am stärksten bei ihm Widerpart leisten sollte: Lessing. Schon als junger Rezensent, als ihn Gesenius an der Halleschen

[1]) Droysen, dem Äschylusübersetzer und Hegelianer, gefiel eben diese Mischung von philologischer und spekulativer Kritik; er schrieb an Haym einen Brief „voll weiterführender Gesichtspunkte".

Literaturzeitung angestellt hatte, hatte er „die Gedanken von Hegel, die Form von Lessing geborgt." Diese riß ihn hin mit ihrer „stilisierten Natürlichkeit", hinter der Hegels „undurchsichtige Feierlichkeit" zurückbleiben mußte.

Das Entscheidende war aber auch diesmal ein Anstoß von außen, eine Bewegung des allgemeinen Lebens. Zwar fand er den Rationalismus der „Lichtfreunde", die sich damals gegen den strengen kirchlichen Eifer des Kultusministers Eichhorn erhoben, unerleuchtet und bürgerlich genug. Aber hier galt es, „Partei zu ergreifen"! Da konnte er das schwerfällige Hegelsche System nicht gebrauchen. Die „menschlichere, gemütlichere Verstandesbegeisterung" in Lessings Nathan hob er auf den Schild; er überwand sich, diese nicht mehr mit Hegel als ein bloßes „aufgehobenes Moment" anzusehen und schrieb sich bewußt mit einer im Geiste Nathans gehaltenen „Trilogie von Bekenntnissen" „aus dem Hegelschen Absolutismus heraus und in die populären Stimmungen hinüber".

In der Tat ein entscheidender Schritt, bei dem der äußere Anreiz, der Wille zu wirken, mit seiner Zeit mitzuempfinden, ihm die Feder geführt hat. Er wollte sich von Hegel befreien. Und nun wirkten sich die alten Anregungen, die er früher aufgenommen hatte, erst recht aus. In einer großen Arbeit für die Ersch- und Grubersche Enzyklopädie, dem Artikel über Philosophie[1]), durfte er wirklich „sein Zelt von einer Epoche zur anderen tragen", stellte er alle philosophischen Systeme, und zwar das Hegelsche und nächst ihm das Feuerbachsche am ausführlichsten, in den Fluß der Geschichte hinein, besorgt nur um das Endziel, „sein eigenes Utopien": „die Geschichte sollte mit einem System enden, und dies System wies doch wieder nur auf die Geschichte zurück". Und neben der Geschichte das persönliche Leben, als dessen Ausdruck er nun auch die Verstandeskultur aufzufassen entschlossen war. Er wollte das christliche Dogma nicht ganz verwerfen, sondern es begreifen, nicht als einen spekulativen Begriff, sondern als eine Geburt aus Phan-

[1]) III. Section, 24. Teil, S. 1—231.

tasie und Liebe, aus Menschlichkeit[1]). Christus' Persönlichkeit selbst erschien ihm — unter der von Duncker in ihm angeregten geschichtlichen Betrachtung — als eine praktische, tätige, sittliche Persönlichkeit. Der Philosoph, den er in der Enzyklopädie am höchsten stellte, war Fichte; die Freiheit, die „Tathandlung" wurde ihm „das einzig schlechthin Gewisse", der „unerschütterliche, für die Empirie absolut unzugängliche Punkt für die Philosophie"[2]).

Es war das Ideal der Humanität, das er sich aus unserer klassischen Epoche eroberte, ein Ideal, in dem spekulative Vernunft und Freiheit ihren Platz behielten, aber in dessen Verfassung Tat, Liebe, Sittlichkeit die regierenden Faktoren waren. Mit ihnen strebte er dem Inhalt und dem Kampfe der eigenen Zeit zu; nur im Mitleben und -bekennen der Gegenwart konnte er seine Aufgabe erfüllen. „Wie hätte ich — so meint er noch im Alter — der Versuchung widerstehen können, aus der Studierstube auf den Markt zu treten, von der vorgeschriebenen Marschroute abzuweichen? — Wenn ich mich dadurch aufs neue kompromittierte und mißliebig machte, was tat das? Es war Pflicht, mit dem als recht und wahr Erkannten nicht hinter dem Berge zu halten und Farbe zu bekennen; dies war die Bedingung des Sieges." So trat er als eifriger Publizist in die lichtfreundliche Bewegung ein, feierte in lebhaften Reden auf den abendlichen Zusammenkünften in der „Traube" seine Helden, Lessing, Kant und Hutten: „Wer folgt mir von Ufnau nach Königsberg?"

Sehr charakteristisch nun wieder, wie er und seine Freunde (Duncker u. a.) sich zu dem Entschlusse eines massiven Kirchenaustritts stellten, zu dem die Uhlich, Wislicenus, Schwetschke drängten. Da schied er sich von den Radikalen; denn mußte er sich auch gestehen, daß sein Neuprotestantismus nur eine akademische Kraft sei und die Massen nicht zu ergreifen vermöge, so war ihm der „hohle und matte" Rationalismus Uhlichs

[1]) „Die Objektivität Gottes für einen Spuk erklären, ist etwas, aber die Objektivität dieses Spuks zu erklären, ist das andre, nicht minder Unerläßliche" (Feuerbach u. d. Ph., S. 13).

[2]) S. 229; vergl. Feuerbach u. d. Ph., S. 25.

ebenso wie die bloße Bildungsgemeinschaft, die Wislicenus begründen wollte, doch ein zu armes, der religiösen Innerlichkeit entbehrendes Gebilde, als daß er es zu dem seinen hätte machen können. Die Fülle der lebendigen Antriebe, denen er durch eine kampfvolle Entwicklung hin in sich Raum gegeben hatte, wies ihn in die gemäßigte Richtung. Nur dort konnte er den Reichtum und das Maß des erworbenen klassischen Erbes behaupten. Für die große Erscheinung unserer politischen Geschichte, daß in der Revolution von 1848, als, von mannigfachen auswärtigen Einflüssen getrieben, die Extreme aufeinanderstießen, zugleich eine starke gemäßigte Partei heraussprang und sich gegen links und rechts als die im tiefsten Sinne nationale behauptete, zeigt uns Hayms Bildungsgeschichte eine der vornehmsten Ursachen auf: die Nachwirkung des humanistischen Geistes, der sich allmählich, wenn auch natürlich nicht überall so ausdrücklich und folgerichtig wie bei Haym, in eine Nationalkultur umgesetzt hatte, und den die Nation nicht anders als auf einer mittleren Linie festhalten konnte.

Zur politischen, zur nationalen Öffentlichkeit sollte die kirchlich-liberale, in die Haym in Halle eingetreten war, sich bald umwandeln: die preußische Verfassungsfrage, die schleswig-holsteinische, die Frage des deutschen Nationalparlaments mußten auch in der Hochburg des kirchlichen Liberalismus lebhaftesten Widerhall finden. Duncker übernahm die Führung und wurde selbst in Halle nach Frankfurt gewählt. Daß Haym, siebenundzwanzigjährig, in einem benachbarten Kreise gleichfalls gewählt wurde, verdankte er doch hauptsächlich sich selbst, der besonderen Leistung, mit der er sich bereits der Politik zur Verfügung gestellt hatte: es war der Verfasser der „Reden und Redner des Vereinigten Landtags", der in das deutsche Parlament gewählt wurde, der „Gelehrte mit hervorstechendem Beruf zum politischen Schriftsteller", den Hansemann in ihm erkannt, und den er vergebens an sich zu fesseln gesucht hatte.

Das Revolutionsjahr stempelte Haym zu dem, was er im innersten Kerne war; im Revolutionsjahr sprang die eigenste Form seines Wesens heraus: der Schriftsteller. Das öffentliche

Leben mit starken plastischen Begriffen festzuhalten, es auf den Grund der Ideen, die es beherrschten, zurückzuführen, war seine Lust und ein Ausdruck seiner ganzen geistigen Art. Die Sprache wurde, so wie sie ihn von Hegel abgestoßen und zu Lessing, zu Wilhelm v. Humboldt, dem Sprachphilosophen, hingeführt hatte, ein integrierender Teil seiner Welt- und seiner Geschichtsauffassung. Sie war ihm eine Kraft der Veranschaulichung, die sich zu keiner begrifflichen Leistung in Kant-Hegelscher Art anstrengen mochte. Sie bedurfte lebendiger, im Flusse befindlicher Gegenstände, sie holte recht eigentlich das Geschichtliche aus ihren Stoffen heraus. Nur am Wirklichen konnte sie sich entfalten. „Die humane stilistische Form ist nicht erst zu schaffen: sie ist nur den neuen Stoffen, Zwecken und Interessen dienstbar zu machen[1])."

Steuerte Haym so aus dieser ihm eigenen Kraft seines Geistes bewegten Inhalten, allgemeinen Erlebnissen zu, so blieb nun der Einschlag des Sprachlichen charakteristisch für die Art seiner Wirklichkeitsauffassung; derselbe bezeichnet auch die Schranke seines politischen Denkens. Es war Haym selbst klar, daß er nur soweit Redner und Politiker war, als er Schriftsteller war[2]). Zum Politiker fehlte ihm sowohl die Vertrautheit mit der Materie wie der äußeren so der inneren Politik[3]), als auch

---

[1]) Preuß. Jahrb. III, 6. — Als etwas Heiliges, Mystisches erschien ihm die Sprache, „nicht als ein bloßes Verständigungs- und Ausdrucksmittel frei erzeugter Gedanken, sondern vielmehr als eine schöpferische Macht, die den Gedanken trägt, indem sie ihn wie eine aus verborgener Tiefe hervordringende Quelle speist" (Erinnerungen, S. 147). Vergl. vollends den enthusiastischen Hymnus auf die Sprache (Feuerbach u. d. Ph., S. 35 f.): „Nun ist sie unser, ist leicht, beweglich, geschmeidig, zutunlich, gehorsam ... Die Sprache ist Leichtigkeit, Sicherheit und Seligkeit des Lebens, sie fühlt sich als solche, und ihres eigenen ganzen Wesens vergessend, setzt sie auf ihrem eignen Boden die leichtlebenden Götter ab."

[2]) Erinnerungen, S. 181.

[3]) Das zeigen z. B. die sich stark in allgemeinen Reflexionen ergehenden „Politischen Korrespondenzen", die er 1862 für die Preuß. Jahrb. schrieb.

der taktische Verstand, der Sinn für das Nächste[1]). Er eilte immer den obersten Gesichtspunkten zu. Das ästhetisch-logische Begreifen des Lebens gab seinem Charakter das Gepräge. Er ist der Mann der Wirklichkeit, der Bewegung; überall ist ihm Öffentlichkeit, ist ihm Geschichte Bedürfnis. Ein Agitator, ein Revolutionär steckt in ihm. Aber er ist zugleich der Mann der Form, des Maßes, der Gerechtigkeit. Diese Spannung ist sein eigenstes Wesen. Mit ihr und aus ihr lebte er, seit seiner Studentenzeit immer bemüht, sie ganz ausgeglichen, von innen heraus, darzustellen. Nicht immer ist ihm das gelungen. Oft löste sich das Darstellerische als ein selbständiges Moment von seinem Schaffen ab und bekam einen theatralischen Anstrich. Er hatte dann, wie er sich ausdrückte, „sein Korn vermahlen" und „wälzte das Blech wieder zu dünn". Er schien Treitschke bisweilen in die Manier Macaulays zu verfallen[2]), der Treitschke ein „zudringlicher" Schriftsteller[3]) war. Wie historisch konnte er sich selbst ansehen! Die Formulierungen seiner seelischen Entwicklung pflegte er als junger Mann der Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten; die Bilder, die er von den kirchlichen, politischen, literarischen Bewegungen, an denen er mit teilgenommen hatte, zu entwerfen liebte, haben oft einen etwas zu vollen Ton, typisieren das Detail zu sehr. Seine Leidenschaft, sich in und mit der Zeit zu denken, zu verstehen, tritt uns wechselnd als zum Ernst der Selbsterziehung verfestigt, und als Lust des Rhetors, des Schauspielers entgegen. So erscheint uns noch das Bild des älteren Mannes, das seinen „Erinnerungen" beigegeben ist: die Mischung

---

[1]) „Ich würde — so sagte er sich anlässig eines Vorschlages Hansemanns, bei ihm in publizistische Dienste zu treten — meine theoretische Natur so sehr nicht zwingen können, daß sie sich willig in das Joch der wirklichen Verhältnisse, in das Rechnen mit Menschen und Dingen, mit Rechten und Gesetzen füge" (Erinnerungen, S. 175).

[2]) Briefe II, 38. In der Tat finden sich im Haymschen Stil der 50er Jahre starke Macaulayismen; seine Analyse des Macaulayschen Stils (Preuß. Jabrb. VI, 379 ff.) konnte so in echt Haymscher Weise zu einer Selbstanalyse, zu einer Erörterung des eigenen Sprachgebrauchs werden.

[3]) Ebenda 109.

aus Wohlwollen und leisem Spott im Auge, die Schlagfertigkeit des schweigenden Mundes, die energische Pose der Figur; Züge, die im Bild des Studenten ins Weiche, Suchende umgesetzt sind, das Auge noch unklar, etwas leidend, doch der Mund ziemlich grob dreinfahrend, ein verwegener Haarbüschel um die Schläfe.

Doch gibt eine steigende Ausgleichung dieser Elemente seinem Schaffen den Reiz. Wohl seine lebendigsten Arbeiten sind ihm gelungen, als er — als Herausgeber der Preußischen Jahrbücher — „in die Periode seiner essayistischen Schriftstellerei eingetreten" war. Sein Räsonnement, sein scharf geschliffener Stil, mit denen er einer ausführlich behandelten Gestalt, seinem Wilhelm v. Humboldt, seinem Hegel leicht etwas zu sehr zusetzte, kommen eben der Form des Essays zustatten[1]). So stand er damals auf der Höhe seiner Kraft. „Ein herrlicher Mensch", wie Treitschke ihn nannte. In ein und derselben Stadt als Student, als Publizist, als Privatdozent, als Professor, einmal auch als Abgeordneter (zum preußischen Landtag von 1866) tätig, und von diesem Halle aus die Geister der lebendigen deutschen Vergangenheit in die Gegenwart hinüberführend, so wird er einen eigenen Platz in der deutschen Wissenschaftsgeschichte behaupten. Er ist einer der markantesten Epigonen unserer klassischen Epoche. Die Universalität ihres Geistes hat er nicht mit autonomen Gedanken bereichert, aber er hat sie, indem er sie in die von den Bewegungen der Politik erfüllte Welt hineinwarf, in ihrer Kraft erprobt und als ein Eigenes der Nation erwiesen.

---

[1]) Er veröffentlichte in den Jahrbüchern 1858—1863 sechs geistesgeschichtliche Abhandlungen: „Ulrich v. Hutten" (1858), „Schiller an seinem hundertjährigen Jubiläum" (1859), „Ernst Moritz Arndt" (1860), „Thomas Babington Macaulay" (1860), „Eine Erinnerung an Johann Gottlieb Fichte" (1861), „Varnhagen v. Ense" (1863); sechs politische Aufsätze: „Der preußische Landtag während der Jahre 1851—1857" (1858), „Zu den Wahlen in Preußen" (1858), „Der alte und der neue preußische Landtag" (1858), „Zum Stieberschen Prozeß" (1860), „Die Verordnung vom 1. Juli und die Presse" (1863), „Ein Artikel der Grenzboten" (1863); „Politische Correspondenzen" vom April bis Juli 1862; eine literarische Kritik: „Die Fabier" (1859); zahlreiche kleinere Artikel, Besprechungen usw. s. Anlage IV.

## Max Duncker.

Haym und Duncker gehören zusammen, nicht nur für die Zeit ihres gemeinsamen Wirkens in Halle (1845—1858), und nicht nur als nah verbundene persönliche Freunde, sondern auch als zwei geistige Repräsentanten. In ihnen ergänzt sich der gelehrte Liberalismus aus seinen am weitesten auseinanderliegenden Seiten: Haym tritt uns als der Künstler der liberalen Idee, Duncker als ihr Staatsmann entgegen. Unter den liberalen Professoren der Jahrhundertmitte hat keiner auch sein äußeres Dasein so ganz in den Dienst der Politik gestellt und ist keiner in so einflußreiche politische Stellungen gelangt, wie Duncker. Er richtete sich ganz in den einzelnen politischen Situationen ein[1]).

Duncker wuchs, 1811 als Sohn des Inhabers der Verlagsfirma Duncker und Humblot in Berlin geboren, in einem Kreise auf, der ihm politisches und geistiges Leben gleichzeitig zur Anschauung brachte. Die Hauptstadt des Landes war noch voll von den Erlebnissen der Befreiungskämpfe, und mit der Romantik war in sie auch das geistige Deutschland eingezogen. 1821 war Hegel nach Berlin berufen worden und stieg dort auf die Höhe seines Ruhmes. Dunckers Vaterhaus war ein Treffpunkt des geselligen Berliner Lebens, in dem die gefeierten Autoren des Verlages, darunter Hegel und Ranke, ein- und ausgingen.

Unter dem Rektorate Hegels (1830/31) wurde Duncker an der Universität immatrikuliert, und der junge Historiker besuchte alsbald die Vorlesungen des Philosophen, hörte bei ihm Philosophie der Geschichte und Geschichte der Philosophie. Er nahm ganz die Hegelsche Methode an; seine Dissertation „de historia eiusque tractandae varia ratione“ entwickelte sie für einen speziellen Fall. Seine Kritiken in den Hallischen Jahr-

[1]) Duncker haben mehrere seiner Freunde nach seinem Tode (1886) schöne Denkmale gesetzt. An der Spitze steht Hayms ausführliche Erzählung seines Lebens (1891), die Constantin Rößler in der Fragestellung wertvoll ergänzte (Ausgewählte Aufsätze 1902). Weniger aufschlußreich ist Treitschkes Aufsatz (Preuß. Jahrb. Bd. 58, wieder abgedruckt hist. u. polit. Aufs. Bd. IV).

büchern und in der im Verlage des Vaters erscheinenden „Allgemeinen Literaturzeitung" verrieten noch bis in die vierziger Jahre den schulmäßig-behende geübten Stil des Meisters. Noch als er selbst zu einer Kritik Hegels fortgeschritten war, noch in der Schrift, die ihn bereits in seiner historisch-politischen Richtung völlig entschieden zeigte, der „Krisis der Reformation" (1845), sah Haym ihn seinen Standpunkt möglichst hoch nehmen „wie einen, der sich durch die Phänomenologie des Geistes hindurchgelesen hat".

Was verdankte er Hegel, was führte ihn über Hegel hinaus? Er verdankte ihm vor allem die universalhistorische Richtung seines Geistes, die sich auch in seinen späteren Werken charakteristisch erhielt, nicht nur die Wahl, sondern auch die Auffassung seiner Stoffe bestimmte. Aus der Aufgabe, die der junge Gelehrte im Dienst seines Hauses als Mitarbeiter seines Bonner Lehrers Loebell übernahm, der Neubearbeitung der bei Duncker und Humblot erscheinenden Beckerschen Weltgeschichte, wurde ihm schließlich das wissenschaftliche Hauptwerk seines Lebens, die Geschichte des Altertums, an der die moderne Forschung, über die mehr philologische Vertiefung in die Sondergeschichte der Völker und Kulturen hinaus, wieder die Tendenz zur Gesamtauffassung der antiken, hier insbesondere der orientalisch-griechischen Welt rühmt. Hier blieb Hegel ein lebendiger Ausgangspunkt[1]). Der Zug zur Idee, zum System verband Duncker mit Hegel. Von Ranke fand er, daß er nur unwillkürlich, aus seiner künstlerischen Anschauung heraus, zu der wahren Geschichtsschreibung, die eine Geschichte nicht der Völ-

---

[1]) Vergl. seine charakteristische Kritik von Bülaus „Geschichte des europäischen Staatensystems" in den Hall. Jb. 1841. Hinter der Hegelschen Terminologie spürt man, in der Beziehung des äußeren auf das innere Staatsleben (S. 78), in dem Begriff, den er von dem Staatensystem überhaupt faßt, den Atem des universalen Historikers, das Ausgehen vom Ganzen, das Erwägen großer Entwürfe: „Die despotischen Staaten Asiens, ja die wilde Herrschaft und Knechtschaft der Neger sind Momente und Glieder der einen Idee der Freiheit und des Staats, die in keinem Augenblicke ihre Totalität vermißt" (S. 81).

ker und Staaten, sondern der Ideen sei, gelange. Gewiß besteht hier ein großer Abstand zwischen dem Rezensenten der dreißiger und dem Politiker der fünfziger Jahre; charakteristisch aber blieb für Duncker gerade gegenüber Ranke und dessen romantischer Intuition für das Reale die Hegelsche Art, die Freiheit an die Vernunft zu binden und einem objektiven Gesetze nachzustreben. Sein persönlicher Charakter stimmte damit überein: der gehaltene Ernst, das Lehrhafte seines Wesens; „der Tröster und Treiber", als den ihn Constantin Rößler bezeichnet hat.

Während Haym aus sich selbst heraus, in einem immer wieder geistige Ringe ansetzenden und von ihnen aus um sich greifenden Prozesse zum geschichtlichen Bewußtsein und zu öffentlichem Wirken kam, war Duncker von vornherein eine reale historische Anschauung gegeben; er wuchs in festen äußeren Traditionen auf, in den Traditionen des preußischen Staates. Hier hatte seine Natur, hier auch seine geschichtliche Richtung ihren eigentlichen Ursprung. Haym berichtet uns von einem Aufsatz, in dem der Frühreife bei seinem Übergang zur Universität sich über sein Streben, besonders über das Studium, das er erwählt hatte, Rechenschaft gibt. Er beginnt in universaler Stimmung: er möchte in der Geschichte positive Beispiele für Tugend, Vernunft, edle Begeisterung, für den Segen einer einfachen christlichen Frömmigkeit finden. Und er schließt ganz entschlossen in nationaler Stimmung: „Damit der Mensch seine Mühe und Arbeit nicht nutzlos verschwende, muß er zuerst nur im Vaterlande tätig sein wollen"[1]). Dann ist es das Militär gewesen, dem er als Bonner Ulane mit Leidenschaft zugetan war, und die Burschenschaft, in die er gleichfalls in Bonn einsprang, wodurch er in seinem praktisch-politischen Instinkte befestigt wurde. Dort in Bonn nahm er bereits den Gegensatz gegen Frankreich auf, den die Burschenschaft aus den napoleonischen Tagen im Herzen trug, und der ein Grundmotiv seiner politischen Anschauungen werden sollte. Und in Halle, in das

[1]) Haym, S. 11.

Johannes Schultze den jungen Dozenten als Hegelianer und Widerpart Leos gehen ließ, behielt er gleichfalls die bestimmte politische Richtung im Auge. Wenn er in seiner Vorlesung über Politik (zuerst 1843) auf die Forderung des Repräsentativstaates hinauskam, so entwickelte er dieselbe zwar noch an der Hand einer philosophisch-historischen Konstruktion, aber es handelte sich ihm dabei doch voran um ein politisches Ideal, das er ergriff. Er stellte den Staat als eine religiös-sittliche, nicht als eine spekulative Angelegenheit hin. Von hier aus bekämpfte er Hegel, der zwischen dem kritisch-subjektiv gerichteten Geiste der Aufklärung und dem historisch-objektiv gerichteten der Romantik nur eine „scholastische" Einigung vollzogen habe. An Stelle dieser „Scheinversöhnung" müsse eine neue Vermittlung treten: die des „historischen Rationalismus", der dazu fortschreite, aus der Idee Wirklichkeit zu gestalten. Es ist — im Kreise der Hallischen Lichtfreunde — praktisches Christentum, es ist liberale Politik, wozu Duncker auffordert. Auch für ihn, wie für Haym, bleibt die Universalität, die Tendenz zu vermitteln, charakteristisch, wenn man auch bei ihm nicht von einer eigentlich philosophischen Auseinandersetzung mit Hegel sprechen kann. Duncker brachte einfach das Politische in sich zur Vorherrschaft; sehr viel nüchterner und einfacher schied er die Gebiete als Haym, der auch innerhalb des Geistigen, vom Philologisch-Empirischen aus, eine Scheidung von Hegel durchführte, und dann doch wieder, so sehr der Zug zur Gegenwart, zur Aktion bei ihm mitspielte, von der Politik zur Philosophie, zu einer Weltformel, in der viel von Hegel lebendig geblieben war, zurückstrebte.

Wie für Haym, so war für Duncker die Revolution die Bewegung, die ihn erst an seinen rechten Platz brachte. In der Paulskirche war er nach Rößlers Urteil der überlegenste Kopf. Wohl mußte er an äußerer Wirkung vor glänzenderen Begabungen, vor den Vincke und Gagern, zurückstehen — er blieb immer, auch als politischer Redner, der Dozent —, aber in der Sache sah er klarer und nüchterner als die meisten auch seiner Partei, und in den Beratungen derselben gewann sein

politischer Instinkt einen entscheidenden Einfluß. Seine große Leistung für das Frankfurter Parlament war der Bericht über die deutsche Oberhauptsfrage. Auf diesen, der sich für die erbliche Führung Deutschlands durch Preußen entschied, gingen die Beschlüsse der Versammlung, die zur Anerbietung der Kaiserkrone an Friedrich Wilhelm IV. führten, zurück. Man kann Duncker so als den rechten Vater der „Erbkaiserlichen" bezeichnen. Was ihn in dieser Frage und überhaupt in den Frankfurter Verhandlungen auszeichnete, war seine klare Erkenntnis der einzelstaatlichen Macht. An Preußen hing er, mit diesem Staate waren seine Ideale von Jugend auf verwachsen. Mit einer so scharfen dialektischen Konstruktion wie Droysen vermochte er das preußisch-deutsche Verhältnis nicht zu fassen und in seine Antinomien zu verfolgen. Dafür stand ihm das Nächste unmittelbar vor Augen. Er eilte, als die Revolution in Berlin ausbrach, alsbald in die Hauptstadt und reihte sich in die den König schützende Bürgerwehr ein. Er wollte in Frankfurt die Schaffung der Zentralgewalt durch Vereinbarung der Versammlung mit den Einzelstaaten hergestellt wissen. Er stimmte für die Nichtsistierung des Malmöer Waffenstillstandes, den Preußen mit Dänemark geschlossen hatte, durch das Parlament, er verteidigte das preußische Ministerium, als es die radikale Berliner Nationalversammlung auflöste.

Von dieser Haltung aus freilich, die Preußen das Seine geben wollte, war er der Einigung der Nation nur um so leidenschaftlicher zugetan. Preußen durfte nicht wieder in seine eigene beschränkte Bahn zurückfallen. So ging er nach Gotha, wurde, neben dem ortsansässigen Becker, der Zweite Präsident der Versammlung; so warf er sich mit seiner ganzen Kraft, als unermüdlicher Werber und Agitator, in die schleswig-holsteinische Bewegung. Er durfte damals von sich sagen: „ohne mich schliefe Deutschland jetzt schon wieder viel fester, als es wirklich der Fall ist". Mit den schärfsten Waffen seiner Publizistik verurteilte er das Versagen der preußischen Politik in Olmütz und Dresden. Er schrieb seine „Vier Monate auswärtiger Politik", ein Buch, für das er zur Feststellung der Tatsachen, so

weit nur seine Beziehungen als Mitkämpfer reichten, eindringende historische Studien machte, um, auf sie gestützt, mit dem System von Olmütz abzurechnen. Der Prozeß, der deswegen gegen ihn eröffnet wurde, kam, da der Verfasser mit weiteren Enthüllungen drohte, nicht zur Durchführung. Es war eine klassische publizistische Leistung, in der der Staatsmann, der Historiker und der Patriot sein bestes Können an den Tag legte, die für die Kritik, die die Allgemeinheit an der Politik von Olmütz vollzog, für das Urteil des Forschers wie für die Bildung der Legende von nachhaltigster Wirkung geworden ist.

Es war ein Kapitel zur auswärtigen Politik, das er untersucht hatte. An ihr, an dem Gegensatze Preußens zu Österreich und Rußland, war das Werk der Revolution und die vorsichtige Umbildung desselben durch Friedrich Wilhelm IV. und Radowitz gescheitert. Duncker hat damals diese Notwendigkeit nicht begriffen und, in seiner Agitation für Schleswig-Holstein, Preußen die Herausforderung auch einer friederizianischen Koalition zugemutet. So viel er damit von Preußen verlangte, so wenig war die Einsicht in die notwendige kriegerische Auseinandersetzung Preußens mit Österreich über die deutsche Frage eine dauernde Errungenschaft für ihn. Im Krimkrieg trat er lebhaft für die Teilnahme Preußens an der Seite der Westmächte gegen Rußland ein: der Gegensatz Preußens zu Österreich verschwand ihm vor dem zu Rußland und Frankreich.

Die Konzeptionen, die er damals entwarf, hat Rößler, der schon früh einen eigenen politischen Blick besaß, später als „strotzend von falschen politischen Lehren" bezeichnet. Und doch sollte sein rastloses Bemühen, die auswärtigen Probleme aus dem geschichtlich verstandenen Augenblick abzuleiten, belohnt werden. Noch im italienischen Krieg werden wir ihn in den Bahnen, die Rößler tadelte, sehen; aber dann hat er — gerade als er in die engste Fühlung mit den Preußischen Jahrbüchern getreten war — sich selbst, noch bevor Bismarcks Beispiel mächtig wurde, durchgerungen zu einer freien staatsmännischen Anschauung Europas. Und als Bismarck das Ruder ergriff, war er vielleicht derjenige unter den Liberalen, der seiner

Politik mit dem größten Verständnis zu begegnen vermochte. Der Grund dafür mag mit in der hohen Stellung gelegen haben, die ihm bald nach dem Beginn der Neuen Ära in Berlin verliehen wurde. Während der Reaktionszeit hatte er die volle Mißgunst der Machthaber erfahren müssen, die ihn, der eben mit seiner Geschichte des Altertums hervorgetreten war, in keine ordentliche Professur gelangen ließen. Im April 1859 aber wurde er von Auerswald als Leiter der preußischen Regierungspresse nach Berlin berufen. Zwei Jahre war er über ganz Deutschland in unablässiger Bemühung tätig. Dann trat er, der Verteidigung einer Politik, der er weniger und weniger beizupflichten vermochte, müde, als persönlicher Berater in den Dienst des Kronprinzen (1861—1866)[1]).

## Karl Neumann.

Unter den führenden Mitarbeitern der Preußischen Jahrbücher waren drei von Haus aus Preußen und konnten an ihrer Herkunft, so sehr sie sich Preußen nur denken konnten als Vollstrecker der Einheit der Nation, doch mit natürlicher Kraft festhalten: Haym, Duncker und Neumann. Bei Neumann nehmen wir im besonderen einen kräftigen provinziellen Einschlag in seinem Preußentum wahr. Das provinzielle Element, auf dessen Vorherrschaft im deutschen Parteileben vor 1848 wir hingewiesen haben, war zwar durch die Revolution zugunsten des nationalen stark zurückgedrängt worden, und gerade die Gothaer hoben das Nationale vor allem Partikularen auf den Schild. Doch behaupteten sich selbst im Liberalismus festere bodenständige Elemente. So waren die rheinischen liberalen Führer 1848 mehr darauf aus, innerhalb des preußischen Staates ihren Liberalismus zur Geltung zu bringen, als diesen Staat in dem

---

[1]) In den Preuß. Jahrb. veröffentlichte er: „Preußen und England“ (Bd. I), „Die Politik der Zukunft“ (Bd. II), „Die neuere Geschichte Frankreichs“ (Bd. III), „Politische Correspondenzen“ vom April 1861 bis März 1862 (Bd. VII—IX), „Der Wiener Congreß und der zweite Pariser Friede“ (Bd. XII).

nationalen Programm aufgehen zu lassen[1]). Diese Provinzialismen waren historische Mächte, lebendige Fortwirkungen aus der territorialen Zeit. Einer der kräftigsten und eigenartigsten war der ostpreußische[2]), der einen festen Durchschlag in Neumanns Charakter bildet[3]).

Als Sohn eines Bäckermeisters 1823 in Königsberg geboren, verlebte er die Jahre bis zur Revolution in der heimatlichen Provinz. 1842 bis 1846 besuchte er die Königsberger Universität, wo der Historiker Drumann und der Statistiker Schubert seine nächsten Lehrer waren. Dann nahm er Stellen als Hauslehrer in ostpreußischen Adelsfamilien, unter anderen bei Saucken-Tarputschen, an. In den ersten Zeiten Friedrich Wilhelms IV., als seine politischen Ansichten reiften, nahm Ostpreußen eine hervorragende Stelle in der oppositionellen Bewegung des Liberalismus ein; so auf den ständischen Landtagen der liberale Adel unter den Saucken, Auerswald, Brünneck, so die Universität in steigenden Konflikten mit dem Minister Eichhorn[4]). Mit diesen Elementen der Opposition mag Neumann sich in jenen Jahren durchdrungen haben. Als er in der Revolution als Publizist, namentlich als Leiter der Königsberger Hartungschen Zeitung (1850/51), hervortrat, waren seine Anschauungen, war sein gemäßigter Liberalismus bereits entschieden. Er gehörte zu jenen „wohlgefügten Männern" G. Freytags[5]), die, sich aus den deutschen Gelehrtenkreisen rekrutierend, damals einen so bedeutsamen Bestandteil der öffentlichen Meinung ausmach-

---

[1]) Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat II, 6.

[2]) Vergl. etwa die hübsche Skizze Friedländers „Aus Königsberger Gelehrtenkreisen" (Erinnerungen, Reden und Studien I, 1905) und Herre, Von Preußens Befreiungs- und Verfassungskampf (1914).

[3]) Vergl. über Neumann den schönen Nachruf von Josef Partsch (Ztschr. d. Gesellsch. f. Erdk. in Berlin XVII, 1882); ein Auszug daraus ist der Artikel in der Allg. dtsch. Biogr. XXIII (1886) von demselben.

[4]) Vergl. H. Prutz, Die Kgl. Albertus-Universität zu Königsberg im 19. Jahrhundert (1894). Auseinandersetzung des Prorektors Burdach mit Eichhorn am Vorabend des 300jährigen Jubiläums der Universität (1844) über die Freiheit der Forschung und Lehre (S. 145).

[5]) Urteil Freytags über Röpell. Aus meinem Leben, S. 173.

ten. Drumann, dessen Forschungen über den Untergang der römischen Republik[1]) zu einer Rechtfertigung des monarchischen Prinzips führten, und Schubert, der später Mitglied der Paulskirche und Erbkaiserlicher wurde, mögen ihn in seine Richtung geleitet haben[2]). Den radikalen Charakter, den Sinn für das Entweder-Oder, den Friedländer den Ostpreußen zuschrieb, besaß er nicht. Vielmehr hatte er eine klare und feste Vorstellung von der sittlichen Notwendigkeit des Kompromisses in der Politik. Er übertrug auf sein politisches Verhalten das Prinzip jenes Mannes, der den ostpreußischen Charakter am gewaltigsten dargestellt und beeinflußt hat, das Moralprinzip Kants.

Kants Nachwirkung war, anders als die Hegels, nicht gebunden an das Verständnis seiner theoretischen Weltansicht. Um den Hegelschen Geist mit der praktischen Richtung zu verknüpfen, bedurfte es einer so spannungsvollen geistigen Entwicklung, einer so eigenartigen philosophischen Begabung, wie wir sie bei einem Haym fanden. Bei Kant, dessen Kritik in der Begründung nicht des allseitigen, sondern des einseitigen, des einseitig moralischen Menschen bestand, gab sich das praktische Moment in einer viel leichter aufzunehmenden und politisch fruchtbar zu machenden Weise. So ist es eine Macht in den preußischen Befreiungskriegen geworden; so hat es auf Boyen und vor allem auf Heinrich Theodor Schön, den langjährigen Oberpräsidenten Ostpreußens (1816—1842), gewirkt.

Wir wissen nicht ausdrücklich von Kantstudien Neumanns. Das wäre auch durchaus nicht das Entscheidende. Die Kantische Richtung war ein Moment der Gesinnung, das von Mensch zu

[1]) „Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung", 6 Teile 1834—1844. Es ist dieses Drumannsche Problem, das Neumann in seinen Vorlesungen über römische Geschichte (seit 1869) wieder aufnahm. Vergl. das charakteristische einleitende Kapitel seiner „Geschichte Roms während des Verfalls der Republik" 1. Band (aus dem Nachlaß 1881 hrsg. v. Gothein).

[2]) Das „monarchische Prinzip" spielt noch in seinen „Politischen Korrespondenzen" für die Preußischen Jahrbücher eine bedeutsame Rolle.

Mensch wirksam wurde. Es ist bezeichnenderweise der altorientalische, doch auch einer Kantischen Auslegung fähige Wahlspruch Schöns[1]): „Tu das Gute und wirf's ins Meer — sieht's der Fisch nicht, sieht's der Herr", den auch Neumann auf sich anzuwenden liebte. Seine ganze Persönlichkeit war von Kantischem Stil. Die gegen sich selbst unerbittliche Rechtsstrenge war für ihn das oberste Gebot. Ergreifend, wie er einem Freunde, als er sich durch eine unglückliche Verquickung der Umstände an eine ihm an sich nahe stehende Regierung als Offiziosus gefesselt sieht, über den Verlust seiner Reputation klagen zu müssen glaubt, wie er bekennt, daß er in eine Situation geraten sei, die ihm zur Schande gereiche. „Ich scheide von Ihnen — so schrieb er Haym[2]) — mit der ja allerdings schüchternen Bitte, daß Sie mir Ihre Teilnahme nicht entziehen möchten. Ich trete in eine Bedientenstellung, wo Schmutz aller Art um meine Ehre fliegen wird, und zwei Jahre sind eine lange Zeit, aber ich habe zu mir das Vertrauen, daß ich den inneren Kern meines Wesens unangetastet bewahren werde."

Auch in Neumanns Staatsanschauungen waren Kantische Elemente lebendig, seine Hochhaltung der rechtlichen Beziehungen auch im Völkerleben, seine Betonung der Staatsnotwendigkeiten gegenüber dem Volksmäßig-Bewegten[3]), vor allem aber seine persönliche Beschäftigung mit der Politik überhaupt. Es waren nicht die Duncker beseelenden Motive eines Wirkens in einflußreichen Stellungen, was ihn zur Politik trieb, auch nicht der erst im vollen Leben seiner Zeit Lust und Kraft erlebende Haymsche Geist, sondern das Gebot der Pflicht, für die Nation zu wirken. Sein eigentliches Arbeitsfeld war die Geographie. Für sie entfaltete er, als Herausgeber der Zeitschrift für allgemeine Erkunde (1856—60), eine unermüdliche Tätigkeit, ihr

---

[1]) Vergl. den für das Verhältnis des Liberalismus zur Aufklärung und zu Kant interessanten Aufsatz Nasemanns „Heinrich Theodor Schön", Pr. Jb. Bd. V, H. 1—3.

[2]) 6. Dez. 1860.

[3]) Vergl. den Aufsatz L. Friedländers „Kant in seiner Stellung zur Politik" („Erinnerungen" 2. Teil).

galt sein erstes größeres Werk, über „Die Hellenen im Skythenlande“ (1855). Daneben aber ging seine politische Tätigkeit, so seine Mitarbeit am Preußischen Wochenblatte (besonders in der Epoche des Krimkrieges), fortdauernd her. Ein langjähriger Prozeß, seit seiner Tätigkeit an der „Constitutionellen Zeitung“, hielt seine Existenz in Berlin gefährdet und verbitterte ihm das Leben[1]). Dennoch hielt er, bis er 1863 als Professor für Geographie und alte Geschichte nach Breslau übersiedelte, an der Politik fest. „Für Gruner scheint es ganz unbegreiflich zu sein, daß ich mich für die Ausbreitung des Nummulitenkalkes interessiere und gleichzeitig Projekte über die Durchführung verwikkelter politischer Fragen auskalkuliere . . . Groß allerdings ist der Kontrast, aber zur Aufrechterhaltung meines Gleichgewichtes scheint er mir notwendig zu sein. Es tut mir unendlich wohl, mich von dem miserablen Treiben der Menschen der Betrachtung einer großen Natur zuzuwenden, und wenn ich von dieser stillen, beruhigenden und erhebenden Arbeit aufstehe, finde ich, daß ich auch das Treiben der Menschen gelassener beurteile, mehr darauf bedacht, ihnen durch zweckmäßige Ratschläge unter die Arme zu greifen als sie bitter zu kritisieren.“ Namentlich die Natur der Alpen war es, in die sich wissenschaftlich zu vertiefen, ihm Bedürfnis war. Allsommerlich besuchte er sie. So hat er, auf seine Objekte, Politik und Erdkunde, übertragen, den Kantischen Idealen von dem moralischen Gesetze in dem Menschen und dem gestirnten Himmel über ihm nachgelebt[2]).

## Theodor v. Bernhardi.

Die Herrschaft des Liberalismus in Deutschland in der Mitte des 19. Jahrhunderts entsprach der eigensten Bewegung des deutschen Geistes. Eine in sich verständliche Fortwirkung des

---

[1]) „Der viel Verfolgte“, so bezeichnete ihn Bernhardi noch anlässig einer Begegnung 1861 (Tgb. IV, 158).

[2]) Beiträge Neumanns in den Preuß. Jahrb.: „Die Engländer in Indien“ (an der Spitze des 1. Bandes), „Politische Correspondenzen“ vom November 1858 bis November 1860 (Bd. II—VI).

Hegelianismus lag in der Fassung, die Haym demselben gab. Und doch war der Liberalismus eine europäische Erscheinung und aufs tiefste verflochten mit den Verhältnissen der Mächte zu einander. Das begreifen wir, wenn wir seine Wurzel bei jenen beiden Hauptmitarbeitern der Jahrbücher untersuchen, die nicht aus Deutschland gebürtig waren oder doch nicht in deutschen Verhältnissen ihre politische Überzeugung ausbildeten, bei Theodor v. Bernhardi und Anton Springer.

Der Lebenslauf Bernhardis ist, bis sich der Fünfzigjährige dauernd auf deutschem Boden niederließ, ein überaus wechselvoller gewesen. Familien- und Vermögensschicksale, Studien, Aufenthalte wechselten und brachten ihm die mannigfachste Berührung. 1802 in Berlin als Sohn des Sprachforschers und Schulmannes August Ferdinand Bernhardi und Sophies, der Schwester Ludwig Tiecks, geboren, verlebte er, nachdem sich die Eltern hatten scheiden lassen und die Mutter mit dem esthländischen Gutsbesitzer von Knorring eine neue Verbindung eingegangen war, die ersten zehn Jahre seiner Kindheit, die Epoche der napoleonischen Kriege, in Rom, Wien und München. Der Feldzug von 1812 ließ den Stiefvater mit seiner Familie nach Rußland, auf sein esthländisches Gut Arroküll, zurückkehren, wo Bernhardi acht Jahre, die Jahre seines früh erwachenden Taten- und Bildungsdranges, zubringen mußte. Sehnlich wünschte er, preußischer Offizier zu werden. Die Eltern aber, ganz in der literarischen Welt der Romantiker lebend, bestimmten ihn zum Diplomaten und schickten ihn 1820 auf die Universität der Romantiker, nach Heidelberg, um allgemeine Wissenschaften-Geschichte (bei Schlosser), Staatsrecht, Mathematik, neue Sprachen — zu studieren. Im Winter 1823/24 verbrachte er einige Wochen[1]) in Paris, dann ließ er sich von dem Wunsch der Eltern fünf Jahre in Mailand festhalten, viel mit kunstgeschichtlichen Stu-

[1]) Tgb. I, 198f.; — dagegen: sechs Monate: Allg. dtsch. Biogr. 46 (1902). Der dortige — von dem Sohn, dem General v. Bernhardi herrührende — Artikel läßt Bernhardi auch — nach siebenjährigem (?) Aufenthalt in Mailand — erst 1834 nach Berlin, und dann gleich nach Rußland zurückkehren.

dien beschäftigt. Seit 1829 in Berlin, kehrte er 1835, nach dem Tode seiner Mutter, durch die Verschlechterung seiner Vermögensverhältnisse gezwungen, nach Rußland zurück und nahm eine bescheidene Stellung an der kaiserlichen Kanzlei in Petersburg an, die ihm zur Fortsetzung seiner Studien freie Zeit ließ. Zu seiner Empfehlung in Rußland hatte er 1834 ein Werk über die Beziehungen Rußlands zu Polen in französischer Sprache veröffentlicht. 1848 kam seine bedeutende nationalökonomische Studie, „Versuch einer Kritik der Gründe, die für großes und kleines Privateigentum angeführt werden", heraus. Und aus Rußland übernahm er den Stoff zu den beiden großen historischen Darstellungen, die er nach seiner Rückkehr nach Deutschland (1851) verfaßte, zu den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Troll", einer Militärgeschichte der Befreiungskriege, und zu seiner „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik 1814—1831" (in Hirzels Staatengeschichte). 1846 vermählte er sich mit der Tochter des Weltumseglers, des deutsch-russischen Admirals Krusenstern. Das russische Leben selbst aber sagte ihm nicht zu. 1851 verließ er, hauptsächlich durch die politische Lage getrieben, den russischen Staatsdienst und siedelte nach Deutschland über. Er kaufte das schlesische Gut Cunnersdorf bei Hirschberg, wo er fortan in wissenschaftlicher Muße seinen Studien lebte. Von dort war er vielfach unterwegs, er reiste nach Rußland zurück und nach Frankreich, er pflegte seine reichen gesellschaftlichen, auch höfischen Beziehungen in Berlin, er beriet sich dort in bewegten Zeiten mit seinen politischen Freunden Monate lang, zugleich mit archivalischen Studien beschäftigt. Später ließ er sich zu diplomatischen Sendungen verwenden; 1866 empfahl ihn Moltke zum Militärbevollmächtigten in Florenz, 1869—71 schickte ihn Bismarck nach Spanien.

Und in der Tat, es ist der Weltmann, der fein und tief gebildete Diplomat, der uns in Bernhardi entgegentritt. Caroline Schelling, die ihn als sechsjährigen Knaben in München sah, fand an ihm „das mimische Talent seines Oheims (Ludwig Tieck) und eine unglaubliche Gewandtheit und Anstand des

Körpers". Und an dem Heidelberger Studenten tadelte Tieck, daß er die Aufführung „eines jungen Lords" habe. Als er, seit dem Beginn der Neuen Ära, durch den Hof in den Mittelpunkt der Politik gezogen wurde, verstand er es, sich seine Freunde in den sich bekämpfenden Lagern zu erhalten, sowohl unter den Altliberalen, den Duncker, Vincke-Olbendorf, Saucken, als in der Militärpartei; gern hörte Roon seine klugen Ratschläge und Moltke seine gediegene militärische Kritik.

Und doch war der Diplomat mehr Form und Temperament als Wesen und Charakter in ihm. Gewiß, auch in seinem Charakter, seinem Handeln war eine etwas peinliche Art der Bewußtheit. Wir hören in seinem wechselvollen Leben von keiner Unüberlegtheit, keiner jugendlichen Hingabe. Er pflegte sich sehr genau zu nehmen und konnte nur schwer verwinden, wenn seine Absichten nach irgendeiner Seite mißdeutet wurden. Auch die Abfassung seiner Tagebücher hat eben in ihrer Gegenständlichkeit, in der Abstellung des persönlichen Lebens auf das Sachliche, in der durchaus unreflektierten Weise, in der sich die Gegenstände spiegeln, etwas merkwürdig Gehaltenes, Fertiges[1]). Eine zierlich-schwungvolle, sorgsam interpungierende Handschrift bezeichnet ihn. Aber dabei blieb er in der großen Welt, in der er verkehrte, der Mann der festen Überzeugungen,

---

[1]) Freilich wird ein Versuch, aus den Tagebüchern ein Bild von der Persönlichkeit Bernhardis zu gewinnen, stark beeinträchtigt durch die Prinzipien, die bei der Herausgabe derselben maßgebend waren. Mochte es sich auch empfehlen, bei der Masse des Stoffes eine Auswahl zu treffen, die den Quellenwert der Tagebücher für die Zeitgeschichte hervortreten ließ, so bleibt es doch fraglich, ob statt der reichhaltig gegebenen kunst- und literarhistorischen Bemerkungen nicht mehr aus dem persönlichen Leben hätte eingelassen werden sollen. Es scheint, daß man hier besorgte, zu sehr ins Intime zu gehen — eine Besorgnis, die bei Bernhardis objektiver Natur auch im Persönlichen nicht recht gerechtfertigt erscheint. Besonders zu bedauern ist, daß die Aufzeichnungen (die von Bernhardi 1834 begonnen wurden) für die ersten zwei Jahrzehnte, die Zeit des sich in der Fremde bildenden deutschen Politikers, nur in sehr starken Auszügen wiedergegeben sind (Bd. II, 1—78).

der durchdachten Ansichten, der vielseitig und persönlich begründeten Bildung. Hier brachte er das Weltmännisch-Freie zu schöner Auswirkung. Er war in keine feste Schule gegangen, weder in der Kunst noch in der Wissenschaft noch in der Politik. Zur Romantik, die das Lebenselement seiner Mutter war[1]), stellte er sich in starken Gegensatz. Von seinem Onkel Tieck hat er uns, aus dessen letzten Lebensjahren, interessante Gespräche in seinen Tagebüchern aufbewahrt. Die Unklarheit, die Flucht der Romantik in das Helldunkel, ihr willkürliches Spiel mit den Mächten der Geschichte war ihm zuwider. Seine gewissenhafte Forschernatur konnte sich nicht in romantischer Weise an der Vorstellung des organischen, Geschlechter verbindenden Wachstums der mittelalterlichen Dome erfreuen, sondern drang auf die Unzulänglichkeit und Unbeständigkeit des Mittelalters in Wirtschaft und Technik, von der ihm dieselben redeten. Das Leben war ihm, der in den germanischen, den romanischen, den slawischen Ländern herumgekommen war, ein historisch Bedingtes. Tiecks Behauptung, daß es keine Poesie der Völker, daß es „keine alte und neue, sondern nur gute und schlechte" Poesie gäbe, machte ihm „die Nichtigkeit des Treibens der Romantiker in ihrer ganzen Blöße und wesenlosen Hohlheit" klar[2]). Freilich war das besonderer Tieckscher, nicht der allgemeine romantische Geist, wogegen er kämpfte. Die Anregungen der Romantik für das wissenschaftliche, das nationale Leben, besonders auf sprachlichem Gebiete, erkannte er an. Auch in der Wissenschaft war er keines Mannes Schüler; auch hier war es der Forschertrieb, der ihn unwillkürlich, auf Reisen und in seiner Büchereinsamkeit, leitete. Alle Verhältnisse, geistige, künstlerische, wirtschaftliche, politische, kirchliche, zogen ihn an. Er verknüpfte sie zu lebendigen Bildern, er sah die Völker als Organismen an, verstand ihr Dasein in Krieg

---

[1]) „Oft hat meine Mutter mir wiederholt, die ganze gebildete Welt sei darüber einig, daß Kunst und Poesie das Höchste sei, was der Mensch erreichen könne (Tgb. I, 146).

[2]) Tgb. II, 119f. (Mai 1852).

und Frieden aus dem Zusammenwirken aller ihrer Seiten, deren jede einzelne er mit eindringender Kritik beobachtete und abwog. Sein Sinn stand auf das Tatsächliche, das er überall einfach zu ergreifen suchte. Er wirft Ranke vor, auch das Nächste, Unmittelbar-Politische „in das Gebiet allgemeinster Anschauungen hinüberzuführen“[1]). Er wertete die Triebfedern der Menschen unmittelbar. Die universalgeschichtliche wie die konstruktiv-philosophische Verknüpfung der Dinge lag ihm fern.

In dem auf Natur und Geschichte gerichteten Forschersinn, wie er ihn übte, dürfen wir ein Goethisches Element in ihm erkennen. Seine Reiseschilderungen, die Erzählung seiner Jugendgeschichte[2]) haben etwas von der Art Goethes, die Dinge zu sehen. Die Erinnerung an Goethe, der 1823 in Marienbad den dreitägigen Besuch des Studenten empfing und ihn zu einem Besuche in Weimar einlud, hielt Bernhardi in seinem ganzen Leben hoch. Goethisch war das Urteil gedacht, das er über die Romantiker fällte: „Licht und Klarheit vermeiden wäre der eigentliche Gehalt des Lebens!“ Und über Tieck: „wie heilsam wäre es gewesen, wenn er sich in seiner Jugend mehr nach wirklichen Kenntnissen umgetan hätte“. Und wiederum ein Ausspruch Tiecks über Goethe, der, wie er in den Tagebüchern wiedergegeben ist, in den Brennpunkt von Bernhardis Lebensauffassung führt: „‚An dem Streben, sich von der Bedeutung der Dinge Rechenschaft zu geben, ist Goethe zugrunde gegangen!‘ Als ob der je zugrunde gegangen wäre!“ Bernhardis mangelnde Neigung, bei allem Interesse für die Politik, für die Bewegung seiner Zeit, sich in den Vordergrund des Kampfes zu stellen, der vornehme Privatmann, der auch kein gelehrtes Amt annahm, sondern in emsiger, ebenmäßiger Beschäftigung und Erfahrung sein inneres Gleichgewicht suchte, gibt seinem Wesen den Eindruck eines Goethischen Menschentumes. Die schönste Stelle in seinen Tagebüchern vielleicht ist die Klage um

---

[1]) Tgb. IV, 263: „wenig erbaut bin ich von dem berühmten Mann“.

[2]) In den fünfziger Jahren als Einleitung zu seinen Tagebüchern verfaßt (abgedruckt Tgb. I, 1—183).

den Sohn, den der Hochbetagte verlieren mußte: „Den 10. März 1872 starb mein herrlicher Sohn, Otto Reinhold Ludwig, den größten Aufgaben gewachsen, großer Taten fähig, und ein besserer Mensch als ich. Der Schöpfer hatte ihn viel höher gestellt als mich“[1]).

Von dem umsichtigen und selbstsicheren Denker wird man nicht erwarten, daß er sich dem Doktrinarismus einer Partei hingeben werde. Und in der Tat ist Bernhardi nichts weniger als ein von Anfang an liberaler politischer Kopf gewesen. In seinem Werke über Polen und Rußland (1834) nahm er, entgegen den allgemeinen liberalen Sympathien jener Jahre, für Rußland gegen die Polen Partei, in deren geschichtlichem Charakter er nicht den Beruf zu einem eigenen Nationaldasein erkannte. Und sein Buch über das Privateigentum war eine von staatlich-ethischen Gesichtspunkten ausgehende Kritik der manchesterlichen Lehren des Liberalismus. Was ihn zum Liberalen machte, war ein Moment der äußeren Politik: das Verhältnis Rußlands zu Preußen. Der russische Legitimismus, den er während seines fast zwanzigjährigen Aufenthaltes in dem Petersburg Nikolais I. kennen lernte, war es, der auch Preußen in Banden hielt und Preußens Emanzipation aus der heiligen Allianz auf dem Wege der liberalen Bewegung von 1848/50 drohend entgegen trat. Mit Bangen verfolgte Bernhardi von Petersburg aus die Ereignisse vor der Olmützer Entscheidung, freute sich über die preußische Mobilmachung, deren komplizierte Motivierung er nicht ahnen konnte. Die Einheit der Nation war der Gesichtspunkt seiner Politik, war die Wurzel seines politischen Liberalismus: „Zwei Hauptfeinde nährt Deutschland in seinem Innern, die [radikale] Linke und Österreich“, schrieb er 1848. Die reaktionären Mächte waren Preußen bei seiner deutschen Aufgabe entgegengetreten. Daher konnte diese nur von einem liberalen Preußen gelöst werden[2]). In den Junkern sah er vor

[1]) Tgb. IX, 533.

[2]) Noch 1860 meinte er, trotz der Schwierigkeiten bei der Armeereform, von der Hoffnung der Konservativen, der Liberalismus werde in Preußen bald abgewirtschaftet haben und einem reaktionären Mini-

allem die Gegner der deutschen Aufgabe Preußens. So blieb sein Liberalismus stets an der nationalen Idee orientiert. Das Nationale war ihm das Allgemeine, dem er diente, dem er eine sachliche Hingabe nach der Forderung Goethes widmete. So schritt er mit seiner Zeit fort, in einheitlicher Stimmung aus dem Deutschland Goethes in das Deutschland Bismarcks hinein. Charakteristisch sind die Worte, die er über Weimar schrieb, in dem er gleich den ersten Winter nach seiner Rückkehr aus Rußland verbrachte. Es wurde ihm klar, daß dort seines weiteren Bleibens nicht sein könne: „Warum war Weimar bedeutend unter Carl August? — Hübsche Verse an sich hätten es wahrlich nicht getan! — Was in Weimar geschah, stand im engsten Zusammenhang mit den umgestaltenden Fortschritten Deutschlands. Deutschland bedurfte einer verjüngten Literatur und Philosophie, um ein verjüngtes politisches Dasein hoffen zu dürfen oder auch nur wollen zu können . . . Soll Weimar seine alte Bedeutung wieder gewinnen, so müßten jetzt die Gagern, Auerswald, Camphausen, v. Arnim usw. Carl Alexanders Vertraute sein“[1]).

## Anton Springer.

Neben Bernhardi, der unter dem russischen Legitimismus zum deutschen Liberalismus kam, Springer, der sich aus den österreichischen Verhältnissen zu ihm löste, — neben dem Sprößling aus dem geistigen Adel der Nation der Sohn des Klosterbräuers auf dem Hradschin! Als einen dreifachen Renegaten hat sich Springer bezeichnet: der Nationalität, der Sprache und der Re-

---

sterium Platz machen müssen: „Das werden die allgemeinen europäischen Verhältnisse wohl unmöglich machen“ (Tgb. III, 271).

[1]) Tgb. II, 112 (Jan. 1852). — In den Preuß. Jahrb. ließ er erscheinen: „Leibeigenschaft und Freilassung der Bauern in Rußland“ (Bd. III), „Frankreich, Österreich und der Krieg in Italien“ (Bd. IV), „Die Situation beim Regierungswechsel“ (? vergl. S. 148, Bd. VII), „Die Situation in Italien und an der Eider“ (Bd. VII), „Die französische Revolution und die historische Forschung“ (Bd. VII), „Die europäische Weltlage“ (Bd. VII), „Glossen und Enthüllungen zur Tagesgeschichte“ (Bd. VIII), „Die inneren Verhältnisse Rußlands“ (Bd. IX).

ligion. Geboren (1825) als Österreicher in tschechischer Umgebung und aufgewachsen in der Klerisei, wurde er als Mann zum Preußen, zum Deutschen, zum Protestanten[1]).

Wie ist er zu dieser Wandlung gekommen? In Prag zeigte sich ihm das Klosterleben aus der Nähe mit seinen abstoßendsten Seiten, sittlicher und geistiger Verkommenheit. Nur die Freude an Bildwerken, wie sie die Klosterkirche zierten, war es, die er als dauernden Erwerb aus dem Milieu seiner Jugend mitnahm. Dann hat ihm die Universität zu Prag, die einzige, wie er berichtet, an der damals deutsches Geistesleben in Österreich sich entfalten konnte, vollends der Kirche entfremdet. Durch den Professor Exner wurde er in die Philosophie Herbarts, durch einen wunderlichen Kreuzritterbruder Dr. Smetana in die Philosophie Hegels eingeführt. Smetana las mit ihm und dem Schauspieler Kolar die „Phänomenologie des Geistes", wobei sie wohl, von Kolar geführt, ihrer Begeisterung für die „souveräne Gewalt des Absoluten" durch lautes Deklamieren vom Tische herab Ausdruck verliehen.

Springer berichtet, daß Hegel ihn damals innerlich nicht befriedigt habe. Von den Formen seines Denkens wurde er trotzdem nachhaltig beeinflußt, namentlich auf dem Gebiete, dem sich seine Neigung vor allem zuwandte, dem kunstgeschichtlichen. Das zeigt sich an seiner ersten publizistischen Leistung, an einem Aufsatze über die neuere Münchner Kunst, der in dem Organ der Junghegelianer, Schweglers „Jahrbüchern der Gegenwart", Aufnahme fand[2]). Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Abhandlung, die die beiden Seiten der Springerschen Natur, den Kunsthistoriker und den Politiker, in charakteristischer, durch die Abkunft von Hegel bestimmter Verknüpfung zeigt.

„Die Situation ist malerisch, die Gestaltung plastisch; dies ist das Gebrechen . . . der christlichen Skulptur überhaupt." „Die Plastik erfordert, daß die Gestalt in sich konzentriert sich zeige,

---

[1]) Vergl. seine Aufzeichnungen „Aus meinem Leben", 1891 seiner Frau überreicht, 1892 nach seinem Tode herausgegeben.

[2]) Jahrgang 1845, November.

und das Auge, wo immer es die Beschauung anfangen mag, in der schönen idealen Form ruhen bleibe, der Blick, wohin er auch schweife, zur Gestalt zurückkehre. Die plastische Gestalt enthält so den vollständigen Gegensatz gegen das Wesen Christi ... Die subjektiv vermittelnde Natur Christi kann nur durch die Beseelung des Auges, nur durch die Scheinwirklichkeit der Farbe wiedergegeben werden." Es ist regelrechter Hegelianismus, die Forderung nach Übereinstimmung der begrifflichen mit der geschichtlichen Entwicklung, was Springer hier vertritt: „Das Christentum läßt sich malen, aber nicht meißeln." Gegen den Begriff ihrer Zeit sündigt nach Springer die Münchner Kunst: „Wie herrlich wird es sich dem freien Volke unter dem Schatten einer ägyptischen Pyramide ruhen, wie begeisternd wird eine chinesische Pagode auf das freie Bewußtsein wirken!" „Die freie Kunst als unmittelbarer Ausfluß des modernen Geistes ist demokratisch, nimmt ihren Ursprung vom Volke." Die Münchner Kunst als Schöpfung eines Königs ist daher nicht einmal Lokalkunst, sondern „eine Privatunternehmung". Wie sollte überhaupt in Bayern der Boden für eine Kunstblüte gegeben sein, da dem Staate doch ein wahres konstitutionelles Leben fehlte! Es ist eine wunderliche, nicht eben feine Mischung aus Romantik und Zeitgefühl, die Springer hier vorträgt. Er, der in der mittelalterlichen und barocken Pracht Prags groß geworden und bei all seiner Aufklärung von dem Stimmungshaften dieser Kultur ergriffen worden war, mochte freilich dazu kommen, in der Kunst eines königlichen Willens nichts Organisches zu erkennen. Doch noch in einer anderen Richtung nahm der romantische Begriff des Volksgeistes, mit dem er operierte, einen dogmatischen Zug an. Er sah in ihm die Weltvernunft mächtig, an die er ganz hegelisch glaubte, und die er liberal, ja demokratisch interpretierte. Gerade an der Ästhetik mußte es sich aber zeigen, wie wenig sich aus dem echten Hegelschen System eine praktische Richtung ableiten ließ, wie wenig die Vernunft, die Hegel in alles Gewordene hineinproizierte, auch zum Maßstab der zukünftigen Entwicklung zu werden vermochte. Springer hatte damals diese Unmöglichkeit noch nicht erkannt und war über die Grundlage der Fortentwick-

lung der Kunst nicht im Zweifel: „Die Könige, wenn sie es wirklich gut meinen, mögen vor allem den Völkern Freiheit gönnen; für die Kunst werden diese schon selbst zu sorgen wissen."

Es ist das Eigenartige an ihm, daß er diese Universalität, in der für die Selbständigkeit des einzelnen schöpferischen Triebes, des politischen, des künstlerischen, kein Raum war, frühzeitig überwunden, die universale Richtung nun aber nicht, wie Haym und Duncker, durch das Praktische umgebildet und sich erhalten, sondern in zwei unverbunden nebeneinander herlaufende Sonderrichtungen zerlegt hat. Er entdeckte sich die Empirie, die Einzelwissenschaft; er wurde der Begründer der modernen Kunstgeschichte und ein Spezialkenner auf dem Gebiet der österreichischen Geschichte und Politik. Beide Gebiete verknüpfte er nicht mehr durch Realunion, sondern durch Personalunion: ein besonderer Typ in der Entwicklung der deutschen Wissenschaft aus dem philosophischen in das empirische Zeitalter. Er kann sich an geistiger Spannkraft nicht mit Haym, an politischem Ernst nicht mit Duncker messen[1]). Die Trennung und Beibehaltung der beiden Gebiete hatte bei ihm etwas von dem resoluten Zugreifen, das er in den wechselnden, unruhigen Anfängen seines Lebens gelernt hatte. Noch manche Jahre, wie ihn seine jugendlich bewegliche, überall offen ausströmende Natur trieb und materielle Nöte ihn drängten, durchkreuzten sich österreichische und kunsthistorische, wissenschaftliche und politische Studien. Wenn aber schließlich die Kunstgeschichte sein eigentliches, sicher bestelltes Arbeitsfeld werden sollte, so hat er doch auch die österreichischen Dinge durch seinen Beitrag zu Hirzels Staatengeschichte mit einer wertvollen, durch Autopsie sogar quellengeschichtlichen Wert erhaltenden Leistung bereichert[2]).

Um Autopsie war es ihm, war es dem Empiriker, der in

[1]) So lassen sich auch seine im Alter verfaßten Erinnerungen an durchgebildeter Kraft der Erlebnisse nicht mit den Erinnerungen Hayms vergleichen. „Alles ging ganz einfach und natürlich zu" (S. 1).

[2]) „Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden" (1809—1849), 1863, 1865.

ihm steckte, überhaupt in erster Linie zu tun, auf künstlerischem wie auf politischem Gebiete. Erweckt wurde er zu dieser Richtung durch die italienische Reise, die er im Winter 1846/47 unternahm. In Venedig drückten ihn noch die Hegelschen Formeln — als ein anderer kam er über die Alpen zurück: „den historischen Studien gewonnen". „Die Entwicklung des Schönheitsbegriffes ließ sich der zeitlichen Folge der Kunstweisen durchaus nicht anpassen, die Kunstwerke sträubten sich beharrlich, als bloße Beispiele der verschiedenen Kategorien zu gelten. Dort Zwang, hier Freiheit, dort Eintönigkeit, hier größte Mannigfaltigkeit, dort ein erträumtes Reich, hier fester Boden, dort ein Schaukeln in Wolken, hier eine lebendige Welt, im Volke sicher wurzelnd, dessen liebste Gedanken und Empfindungen widerspiegelnd"[1]). Die Abkehr von Hegel besiegelte er, merkwürdig genug, eben in dem Kreis der Hegelianer zu Tübingen. Seine Dissertation war eine Kritik der Hegelschen Geschichtsphilosophie: „Die Häutung gelang." Reisen nach den Niederlanden und England dienten der weiteren Vertiefung seiner historischen Studien.

Und diese haben dann nicht nur den Philosophen, sondern auch den Österreicher in ihm niedergeworfen. Er war nach Tübingen gegangen, weil die Historie an keiner österreichischen Universität eine Stätte hatte. So ist er recht eigentlich ein Wissenschaftsdeutscher geworden. Freilich nicht so glatt vollzog sich die Loslösung von Österreich; die Bewegung von 1848 trieb ihn nochmals in seine Heimat zurück. Leidenschaftlich, noch mit vollem demokratischen Ton, hatte er sie von Tübingen aus begrüßt: „Aufgepaßt! Es kommt die Flut!" — so beginnt eine seiner „Rundschauen" in Schweglers Zeitschrift[2]) — „So kann denn endlich das politische Schiff Deutschlands in die offene See stechen ... Aber nur rasch vom Stapel gelassen, und nicht erst sich gründlich umgesehen, ob nicht kommunistische Klippen drohen, ob der Wind vom Welschland her auch anhält und unserer Richtung günstig

---

[1]) „Aus meinem Leben" S. 99.
[2]) Jg. 1848, N. 25 (Ende März).

ist! .... Die Kommunistenfurcht und die Landwehrbegeisterung, das sind die beiden Schlagbäume, die unseren Freiheitsbewegungen den Weg abzuschneiden drohen." Und er wendet sich gegen die eingebildete sozialistische wie die französische Gefahr: „Der Bestand der Republik ist durch soziale Reformen nicht gefährdet... Diese Kämpfe werden innerhalb der Republik ausgefochten werden"... Und: „laßt nur eure stehenden Heere mit ihren auf der Parade ergrauten Führern gegen die kampfgeübten Franzosen anrücken, sie werden ein zweites Valmy, ein zweites Jena finden... Die Grenze im Osten ist ärger gefährdet." Nach Osten, wo ihm die politischen Verhältnisse vertraut waren, eilte er. In Prag und Wien war er für das „Konstitutionelle Blatt aus Böhmen" tätig. Im November 1848 habilitierte er sich an der Prager Universität. Er muß ein flammender Redner, wenn auch wohl mehr durch sein Temperament als durch seine Diktion, gewesen sein. Die Vorlesungen über das Zeitalter der Französischen Revolution[1]), die er vor über 500 Zuhörern hielt, haben ihn „zu einem populären Manne in Böhmen gemacht".

Mit der einsetzenden Reaktion gab Springer die Journalistik auf. Als er, auf dringendes Ansuchen seines späteren Schwiegervaters Pinkas, eines Führers der Reichstagsrechten, noch einmal die Leitung eines Prager Blattes, der „Union", übernahm, machte Schwarzenberg, den er persönlich aufs heftigste angriff, seiner Tätigkeit bald ein Ende (November 1850). Noch holte er sich die Braut aus Böhmen, dann siedelte er als Privatdozent der Kunstgeschichte nach Bonn über, wo er in dem Kreise seiner Parteigenossen, vor allem im Hause Dahlmanns, die freundlichste Aufnahme fand. Wann er politisch zum Deutschen geworden war, darüber finden wir keine bestimmte Nachricht[2]). In der

[1]) Später im Druck erschienen: „vielleicht ein gutes Stimmungsbild, wie das junge Geschlecht im Jahre 1848 dachte und zur nächsten Vergangenheit sich stellte" („Aus meinem Leben", S. 138).

[2]) „Seit ich das deutsche Leben kennen gelernt und eine nähere Einsicht in die Zustände Österreichs gewonnen hatte, galt mir als Eckstein meiner Politik die Ausscheidung Österreichs aus dem Deutschen Bunde, die ausschließliche Leitung des letzteren durch den preußischen Staat" (a. a. O. 174).

„Union" trat er bereits entschlossen für den Austritt Österreichs aus dem Deutschen Bund und für die Sicherung seiner Machtstellung auf dem Balkan ein. Distanz und Erlebnis ließen ihn gerade an der österreichischen Frage zu einem nüchternen, realpolitischen Denker werden. Wir werden sehen, daß er als solcher unter seinen liberalen Freunden weit fortgeschritten war[1]).

## Heinrich von Treitschke.

In zwiefacher Hinsicht nimmt Heinrich von Treitschke den anderen Hauptmitarbeitern der Jahrbücher, die wir betrachtet haben, gegenüber eine besondere Stellung ein: er gehörte einer anderen Generation und einem anderen Vaterlande an. Wohl ist der Altersunterschied zwischen ihm (geb. 1834) und den Springer und Neumann geringer als zwischen diesen und Bernhardi, wohl steht Haym in der Mitte zwischen ihm und Duncker; dennoch geht der Schnitt der Generationen zwischen allen jenen einerseits und Treitschke andererseits hindurch — der Schnitt: die Revolution von 1848. Jene alle wuchsen in dem geistigen Deutschland des Vormärz auf, Philosophenjünger, die die Revolution noch als Problem, noch nicht als ein Faktum aufgenommen hatten, die andere Voraussetzungen, andere Erlebnisse und darum auch andere Wertungen haben mußten als Treitschke. Sie waren die Schüler Hegels gewesen, er wurde der Schüler Dahlmanns. Und dann: sie waren Preußen, Geburtspreußen oder Wahlpreußen, seit der und durch die Revolution. Ihr preußischer Charakter war die feste, selbstverständliche und unbestrittene Grundlage ihres politischen Treibens. Immer mehr wuchsen sie mit ihm in ihre deutschen Aufgaben hinein. Anders Treitschke. Leidenschaftlich war auch er diesem Staate zugewandt, und das Beste von den Kräften, die derselbe mitzuteilen hatte, eine große Gesinnung, erfüllte ihn ganz. Aber er selbst stand nicht auf preußischem Boden. Er war geborener Sachse, er lehrte und lebte in Sachsen, sein Vater war sächsischer General. Und er

[1]) Springers — ausschließlich den österreichischen Verhältnissen geltende — Beiträge zu den Preuß. Jahrb. zusammengestellt S. 109, Anmerkung 2.

konnte in Sachsen nur den Gegner Preußens sehen; er sah in der sächsischen Politik ein System, das verwurzelt war in allen dem Ziele Preußens in Deutschland entgegenlaufenden Richtungen. Und er fand keine Lösung für diese Gegensätze vor, der er mit beruhigter Einsicht hätte vertrauen mögen. Wohl dem großdeutsch-kleindeutschen Problem, dem Verhältnis Österreichs zu Preußen, nicht aber dem engeren deutschen Problem, dem Verhältnis Preußens zu den Mittelstaaten, schien ihm die Paulskirche vorgearbeitet zu haben. Für einen deutschen Staat unter preußischer Führung schienen ihm in Sachsen und in den anderen Mittelstaaten keine Elemente gegeben zu sein. So mußte hier die Lösung erst erkämpft werden, so mußte er sie selbst mit durchdenken und durchkämpfen, so mußte der Kampf für Preußen zugleich ein Kampf gegen seine Heimat für ihn werden: sein Preußentum trug einen ungleich aggressiveren Zug als das seiner Mitarbeiter an den Jahrbüchern. Und in diesen Unterschied der Herkunft wirkte der Unterschied der Generationen wieder hinein. Während Duncker, Haym, Springer selbständige, durch ihre Geschicke gereifte Männer, bekannte Namen der Partei waren, war Treitschke, der junge Dozent, an die Universität seines Landes und an die Wünsche seines Vaters, des Generals, gebunden. Hier lag der Stoff zu einer tragischen Verwicklung. Sie ist an Treitschke nicht vorübergegangen. In dem Schicksalsjahr 1866 hat sich der Vater öffentlich von dem Sohne losgesagt.

Doch liegt das über die Grenzen, in der wir den Helden betrachten, hinaus. Wir sehen ihn wachsen und werden, wir sehen, wie persönliches und nationales Leben in ihm zusammenwirkt, um erst den Helden aus ihm zu machen, den Mann, den die nationale Katastrophe zugleich als ein Schicksalsschlag im eigenen Hause treffen konnte. Und auch in diesem Werden und Wachsen des Mannes sind entgegengesetzte Kräfte, feindliche Elemente mächtig gewesen; sein Bildungsgang bereits forderte seine Natur zur Einsetzung und Ausgleichung starker innerer Kräfte heraus. Auch hier in seinen Studien- und ersten Dozentenjahren, noch nicht auf dem Markte der Nation, auf den es ihn hinausdrängte, noch in der einsamen Stube des unendlich fleißigen

Gelehrten, auch hier ist volles Leben, sind es höchste Bestrebungen, die sich im Raume stoßen, die in einer Kette von Aufsätzen ihren ersten bewegten, oft großartigen Niederschlag, selten schon ihren vollen Ausgleich finden, und die dann schließlich doch mehr von außen als von innen in eine feste Richtung getrieben worden sind — nicht ohne kostbare, freiere Ansätze zu knicken. Doch das Ergebnis dieser Jugendkämpfe faßte er als Mann zusammen; er wahrte sich die Freiheit weiteren Schaffens, indem er sich zu der Notwendigkeit bekannte, die seinem Leben die Richtung gab: zur historisch-politischen Wirksamkeit.

Auf Treitschkes äußeres Leben brauchen wir nicht einzugehen[1]). Es war, abgesehen von den großen nationalen Fragen, die ihn von früh auf bewegten, wesentlich er selbst, der sich erzog. Auf den Universitäten — Bonn, Leipzig, Göttingen, Tübingen, Heidelberg — hat er seines Gehörleidens wegen die Vorlesungen nur wenig besuchen können. Nur wenige Professoren, wie Dahlmann, haben da lebendig auf ihn gewirkt. Und die Studien, die er trieb, — überwiegend staatswissenschaftliche und nationalökonomische[2]) — waren damals nicht das eigentliche Bildungselement, in dem er lebte. So dürfen wir hier die Persönlichkeit in ihrer inneren Entfaltung in das Auge fassen, dürfen ihn so nehmen, wie er sich in den Preußischen Jahrbüchern zuerst aussprach, nicht als den Politiker, auch nicht so sehr als den gelehrten Rezensenten, sondern als den Ästhetiker, den Kritiker namentlich der Literatur seiner Zeit, dann auch als den Erzähler alter und neuer Tage der deutschen Geschichte, den Vorbereiter seines Lebenswerkes, der „Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts".

Das Leben trat ihm in der Form eines großen Gegensatzes entgegen, den er auf das tiefste empfand und dessen Hinausführung wir als den eigentlichen Inhalt seines vorpolitischen Wirkens

---

[1]) Am schönsten zusammengefaßt in Marcks Gedächtnisblatt zum zehnjährigen Todestag: „Heinrich von Treitschke", 1906. Einzelne Momente seiner Entwicklung besonders tief herausgehoben von Meinecke in einem Aufsatz aus „Preußen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert" (1918).

[2]) Auch seine Dissertation behandelte ein volkswirtschaftliches Thema, die Kontroverse über die Produktivität der Arbeit.

bezeichnen dürfen. Es war der Gegensatz zwischen Kunst und Zeit, zwischen dem Ideal künstlerischer Gestaltung, das ihn beseelte, und dem auf politische Fühlung angelegten Charakter seiner Zeit, dem er sich innerlich verwandt wußte. „Ich möchte in keiner anderen Epoche leben" — so schrieb er dem Vater unter dem Eindruck, den die Lektüre eines ästhetischen Aufsatzes von Schiller in ihm hinterlassen hatte —; „es ist etwas Großes in dem stürmischen Fortschreiten dieser Zeit, die bereits gleichgültig über Bord wirft, was vor 10, 20 Jahren noch alle Gemüter entflammte: aber es ist unendlich schwer, bei dieser Vielseitigkeit und dem zähen Wechsel der Interessen zu jener ruhigen harmonischen Menschenbildung zu gelangen, die dem Leben seinen Wert gibt. In der Politik, in der Technik zeigt sich das Große solcher Tage; die Kunst leidet unsäglich darunter" [1]).

Die Kunst stieg Treitschke ganz unmittelbar aus lebendigem Verlangen auf. Das trieb ihn zum Dichten, das sollten seine Gedichte spiegeln: „wie warm ihm das Leben mit seinem Gestaltenreichtum zum Herzen sprach und daß er mit frischem Mute dareinschaute" [2]). Das war es, was ihn dazu trieb, in den Briefen an seine Freunde die ganze Fülle seines Lebens, seinen Ernst und seinen Humor, seinen Zorn und seine Begeisterung auszusprechen, von seinen Interessen und seinen Erinnerungen zu reden; vielleicht sind sie, die uns jetzt in drei Bänden vorliegen [3]), die schönste, ja die einzige Offenbarung dieses lebendigreinen Künstlertums. Künstlerischer Trieb war es, der ihn auf die Wanderung durch die deutschen Gaue führte. Wo ist unser Vaterland, seine Natur, seine Geschichte, in zugleich so mächtigen und feinen Bildern geschildert worden, wie sie diese Treitschkeschen sind? „Ich habe seit gestern der Sächsischen Schweiz viel Unrecht abgebeten. Ich habe sie jetzt in Ruhe belauscht, von den ersten Morgenstunden, wo die Nebel noch auf den Tälern liegen, bis zu dem wunderbaren Spiel der Wolkenschatten um Mittag und bis

---

[1]) Briefe II, 79.
[2]) Ebd. I, 440.
[3]) Bis 1870 reichend, hrsg. vor Cornicelius 1912/1917.

zum Sonnenuntergang, wenn der Spiegel des Flusses eine Kette feuriger Kreise bildet“[1]). Oder seine Schilderung von der Pfalz: „Ich stand auf der Madenburg abends, als gerade ein Wetter sich verzog, und dies Gewölk zerrissen um die Felsen flatterte; es war herrlich, wie das graue Knechtsgeschlecht der Wolken sich an die herrischen Burgen herandrängte, zurückfloh und zerstob — und dann der Blick in die weite Ebene, dieses gottgesegnete Land, das prächtige Volk so lebhaft und so heiter, in rechtem Gegensatz zu den langsamen, oft grüblerischen Schwaben“[2]).

Das Verlangen seiner Kunst sind große Gegenstände, erhabene Formen, „freie Atmosphären“. Darum zogen ihn historische Stoffe vor allem an, darum versuchte er seine Kraft immer wieder an dramatischer Gestaltung; den Ordensmeister Heinrich von Plauen, den Erzbischof Anno von Köln dachte er in dramatischen Gedichten darzustellen. Der Kern seines Wesens war aus Gesundheit und Vollkommenheit, aus Kraft und Harmonie zugleich gebildet. Erschütternd, wie er selbst, der mehr und mehr der Taubheit verfiel, dies Ideal in seiner Strenge bewahrte und den Trost der Leidensgenossin, aus der Not eine Tugend zu machen und das Glück der Stille zu preisen, nicht annehmen wollte: „Ich kann das Bild — nennen Sie es immer ein ästhetisches Traumbild — einer an Leib und Seele vollendeten Menschheit, das ich im Herzen trage, nicht daraus verbannen, ich kann der Trauer nicht wehren, daß ich diesem Bilde so viel ferner bleiben muß als die meisten anderen[3]).“

Welche Ausdrucksform war nun die dieser aus Lebensdrang und Harmonie gleichmäßig komponierten Persönlichkeit gemäße? Der Künstler? der Historiker? der Politiker? Treitschke hat sich diese Frage brennend Jahre hindurch immer wieder vorgelegt, sie hat ihn nach Schiemann besonders in Göttingen (1855—57) gequält[4]).

---

[1]) Briefe II, 28.

[2]) Schiemann, „H. v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre“ (1898) S. 85.

[3]) An Gustava von Haselberg Briefe I, 473.

[4]) Siehe das Kapitel „Die Krisis“ bei Schiemann.

Aber noch für den Sommer 1861 fordert er Muße zu poetischem Schaffen[1]). Wenn man seine poetischen Veröffentlichungen, „Die vaterländischen Gedichte" (1856) und die „Studien" (1857), zu Rate zieht, so empfindet man, daß mehr ein Prediger als ein Poet in ihnen steckt, daß der Stoff zu stark vom Wollen des Augenblicks durchsetzt ist, um sich in ein Allgemein-Gültiges aufzulösen, die sprachlich edle Form aber dem Stoffe seine Unmittelbarkeit entzieht und als bloßes Pathos wirkt. Treitschke blieb als Lehrer und Kämpfer zu stark seiner Zeit verpflichtet, um ein Dichter unseres Nationallebens im Stile Schillers werden zu können. Er bezeichnet einmal die Notwendigkeit, ganz dem Augenblick zu leben. Für ihn eben war das Leben nationales Leben; so übertrug er seinen Glauben, daß „Kunst und Leben in keinem feindlichen Gegensatz ständen"[2]), auf dasselbe. Er kritisierte den Dichter in Hebbel mit dem Vorwurf: „Gerade die schönste uud herrlichste Erscheinung unserer Tage, das Emporwachsen unseres Volkes zum staatlichen Leben blieb diesem verdüsterten Auge verborgen"[3]). So mußte er vorgehen, mutig und groß, wie er gestimmt war. „Wie sich dies Doppelleben — zwischen Kunst und Wissenschaft — noch gestalten wird, weiß ich nicht; doch habe ich die feste Vorahnung, daß es glücklich sein wird"[4]).

Das Glück, das er seinem Doppelleben erringen zu können ahnte, wurde ihm dadurch zuteil, daß er eine untrügliche Einsicht in das Eigengesetzliche, das Ewige wie der Kunst, so jeder wertvollen menschlichen Tätigkeit hatte. Dies Eigene der Kunst war ihm heilig[5]), er erkannte ihre Autonomie an und verzichtete lieber darauf, was ihn am tiefsten bewegte, das Vaterländische, dichterisch auszusprechen, als die Poesie durch Alltag und Prosa zu entweihen[6]). Er warf Blättern wie den Preußischen Jahr-

[1]) Briefe II, 130.
[2]) Ebd. I, 459.
[3]) Aufs. I, 466.
[4]) Briefe I, 459.
[5]) Ebd. II, 83.
[6]) Sich selbst charakterisierte er, wenn er von Milton 1860 schrieb:

büchern — wie Haym in literarischen Dingen dachte, nicht mit Unrecht — vor, daß sie alles künstlerische Leben über den gleichen parteipolitischen Leisten schlügen. Er fürchtete für seinen „Gottfried Keller": „Keller ist ein Radikaler, und wie darf den ein Gothaisches Blatt loben!" [1])

So war es der Dienst der Nation, der es in ihm über den Dienst der Kunst davontrug. Aus dem Reichtum, aus Ernst und Milde seines Wesens hatte er auch diese umfassen wollen. Nun erkannte er, daß „Charakter und Halt dem Menschen erst werde, wenn er ein großes objektives Interesse gefunden habe, um das sich all sein Denken wie um einen Brennpunkt versammele" [2]). Und dieses große Interesse ward ihm die Nation. Sein Anschauen, Handeln und Glauben faßte sich hier in eins, hier war für ihn, mochte dem Einzelnen auch sein Recht nicht immer werden, mochten manche Ansätze zu einem feineren und unbefangeneren Verhalten, die der junge Treitschke gepflegt hatte, dabei verloren gehen, das Element seines Lebens, das von allen Antrieben seiner Natur erfüllt war, ihr fester Grund, zu dem sie von jeder einseitigen Auswirkung zurückzukehren vermochte. So fand der Kämpfer seines Wesens Einheit: in dem Erleben und Darstellen der nationalen Idee. Wenn er einmal tiefsinnig meinte, daß die Deutschen „so eigen zu ihrer Geschichte stünden" [3]), so hat er auf diesen Zug selber schöpferisch eingewirkt. Das stolze Stehen und Staunen vor dem Reichtum und den schweren Schickungen unserer Geschichte haben wir von ihm [4]).

---

„Er erfuhr, welch ein Segen für den Poeten darin liegt, wenn er auch der ungebundenen Rede mächtig ist, damit er nicht nötig habe, die Muse zu mißbrauchen für die endlichen Zwecke, zu deren Verfolgung die Härte des Lebens unerbittlich zwingt" (Pr. Jr. VI, 424).

[1]) Briefe II, 59. Hierin opponierte er besonders Julian Schmidt.

[2]) Ebd. I, 431.

[3]) Pr. Jb. X, 96 („Das deutsche Ordensland Preußen").

[4]) Für die Preuß. Jahrb. schrieb er 1858 bis 1863 zwölf historisch-literarische Aufsätze: „Die Grundlagen der englischen Freiheit", „Heinrich von Kleist" (1858), „Zeitgenössische Dichter I—III. Otto Ludwig. Ein Schweizer Poet (Gottfried Keller). Friedrich Hebbel" (1859—1860), „Das Selfgovernment", „Milton" (1860), „Die Freiheit", „Hans von

## Die übrigen Mitarbeiter.

Betrachten wir den gesamten Kreis der Mitarbeiter, so treten uns unter den fast 100 Autoren, die für die ersten sechs Jahrgänge gewonnen wurden, Namen von bestem Klang entgegen.

Aus Halle selbst nahmen der Dichter und Schulmann Nasemann, der Haym zeitweilig die Redaktion abnahm [1]), Eckstein und Hinrichs, der Sohn des Hegelianers, teil; aus dem freundschaftlich benachbarten Coburger Kreise der Präsident Francke und der Hofprediger Karl Schwarz, aus Jena und Italien Erdmannsdörffer.

Aus Schlesien, dem anderen Entstehungsgebiet der Zeitschrift, meldeten sich Mommsen, der Historiker Grünhagen, der Jurist Wasserschleben [2]). Doch ist die schlesische, radikalere Richtung in den Jahrbüchern mehr und mehr zurückgedrängt worden. Duncker, nicht Mommsen behauptete die Herrschaft in ihnen.

Aus Ost- und Westpreußen sind Wilhelm Schrader, ein naher Freund Hayms [3]), der Elbinger Gymnasialdirektor Kreyßig und Ludwig Friedländer, vom Rhein außer Springer Otto Jahn, Löbell und Hälschner zu nennen. [4])

Ein großer Kreis aus Süddeutschland schloß sich an: aus Baden Jolly, Häußer, Mathy, Robert von Mohl, D. F. Strauß; aus Schwaben Pauli, Klüpfel, W. Lang; ferner Sigwart und Schmoller, die beide in Tübingen zu Dunckers Füßen gesessen hatten; aus Bayern Baumgarten, M. Barth und Aegidi, die dem Sybelschen Kreise nahe standen; aus Österreich der einzige Theodor Sickel. [5])

---

Gagern" (1861), „Das deutsche Ordensland Preußen" (1862), „Karl August von Wangenheim", „Zum Gedächtnis Ludwig Uhlands" (1863); ferner zwei Korrespondenzen aus Süddeutschland (1861) und eine aus Sachsen: „Die Zustände des Königreichs Sachsen unter dem Beustischen Regiment" (1862); daneben lieferte er mehrere Broschürenbesprechungen.

[1]) Haym, „Erinnerungen", S. 277.

[2]) Über Röpells schriftstellerische Teilnahme, die in dem Artikel der Allg. dtsch. Biogr. angegeben wird, ließ sich nichts ermitteln.

[3]) Dessen reicher Briefwechsel mit Haym 1858—1863 mir vorlag.

[4]) Dahlmann lehnte die Teilnahme, um die ihn Haym besonders angegangen, ab (Springer II, 415 f.).

[5]) Anfangs erklärte er nicht beitreten zu können. Vergl. seine Motive in dem Brief an Haym vom 26. 12. 57 (Anlage III).

Die Leipziger Freunde hatten, bis auf Treitschke, ihr Organ in den Grenzboten.

Von Berlin aus, wo Duncker seit 1859 die Regierungspresse leitete, wirkten, außer diesem, Neumann und Bernhardi, mit: aus der liberalen Fraktion des Abgeordnetenhauses Lette, Vincke-Olbendorf und Twesten; ferner Aegidi[1]), Baumgarten[2]), Wehrenpfennig, Geffcken, der Verleger Veit, Dilthey.

Ferner waren Waitz aus Göttingen, Gildemeister aus Bremen, Gabriel Rießer aus Hamburg zur Stelle — alle drei bereits Politiker des Jahres 1848 — und Eduard Zeller aus Marburg, der einzige Hegelianer, der Haym, wie dieser als Herausgeber klagte, treu blieb[3]).

Überblickt man den Kreis dieser Männer, so zeigt sich, daß er sich ganz überwiegend aus Gelehrten zusammensetzte. Es war eine Versammlung von Gelehrten, wie sie an keiner dem allgemeinen Leben dienenden deutschen Zeitschrift wieder zustande gekommen ist[4]). Damit spiegeln die Preußischen Jahrbücher einen ganz bestimmten Moment deutscher Geistesgeschichte: den Durchgang der nationalen Bewegung durch die Wissenschaft, den Augenblick, in dem die nationale Bewegung in erster Reihe von Vertretern der Wissenschaft ihre Antriebe erhielt. Ihren Höhepunkt hatte diese Entwicklung in der Versammlung der Paulskirche, dem „Professorenparlament", gehabt. Diese setzte sich in dem Kreis der Mitarbeiter an unserer Zeitschrift gleichsam fort. Die Haltung war, durch die Ereignisse bedingt, akademischer geworden; doch die Geschicke der Nation begleitete die Wissenschaft noch mit leidenschaftlicher Teilnahme und suchte sie mit ihren Idealen zu erfüllen[5]).

---

[1]) In Berlin 1859, während des italienischen Krieges; seit Ende 1859 in Hamburg.

[2]) In Berlin Sept. 1859—März 1861 (Marcks a. a. O.).

[3]) Mit Kuno Fischer und D. F. Strauß entzweite Haym sich über Rezensionsfragen („Erinnerungen", S. 264 f.).

[4]) Die Fühlungnahme mit Männern des praktischen Berufes dagegen gelang nicht in dem Maße, das man sich vorgesetzt hatte: „Eine charakteristische Erscheinung war es, daß sich die Schule viel bereiter zeigte, dem Leben entgegenzukommen, als umgekehrt" (Pr. Jb. III, 7).

[5]) Wohl mochten manche unter den Gelehrten noch glauben, daß es

Und zugleich spiegelt sich ein Stück Wissenschaftsgeschichte selber in den Jahrbüchern. Die feinsten wissenschaftsgeschichtlichen Begegnungen treten hervor. Die Entstehungsgeschichte späterer großer Werke der deutschen Geschichtsschreibung läßt sich in ihnen, im Zusammenhang mit der Gesamtbewegung der Zeit, verfolgen. So sehen wir, an den Aufsätzen über Gagern und Wangenheim, Treitschkes Deutsche Geschichte entstehen[1]), so Hayms Romantische Schule und Diltheys Schleiermacher. Die gleichzeitige historiographische Literatur ferner erhebt sich aus zusammenfassenden kritischen Überblicken über ihre Hauptleistungen: so referierten Duncker über Bernhardis Geschichte Rußlands (Bd. XII) und Rochaus Geschichte Frankreichs (III), Bernhardi über Sybels Geschichte der Revolutionszeit (VII), Häußer über Onno Klopps Geschichte Ostfrieslands (VII), Erdmannsdörffer über Droysens Geschichte der preußischen Politik (V, XI) und Burckhardts Cultur der Renaissance (XI), Haym über Strauß' Hutten (I), Sigwart über Kuno Fischers Bacon (XII), Pauli über Waitz' Deutsche Verfassungsgeschichte (VIII), Aegidi über Ferd. Walters Deutsche Rechtsgeschichte (I), Treitschke über Gneists englisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht (I, VI), Baumgarten über Reuchlins Geschichte Italiens (IV), Löbell über Curtius' Griechische Geschichte (I), Mommsen über Thiers' Geschichte der Kaiserzeit (I), Geffcken über Carlyles Friedrich den Großen (II), R. v. Mohl über die Staatswörterbücher von Rotteck-Welcker, Bluntschli, Wagener (II) u. a. m. — Rankes gleichzeitiges Werk, die Englische Geschichte, fand keine Besprechung in den Jahrbüchern.

---

mit der politischen Kraft des liberalen Professorentums noch lange nicht zu Ende sei, daß es eben nur gelte, dieselbe an die richtige Stelle zu bringen. W. Schrad erschrieb an Haym (11. 12. 58): „Wenn ich zu entscheiden .... hätte, wäre einer meiner ersten Taten, Bismarck auf seinen Krauthof zu jagen und Duncker zum Bundestagsgesandten zu machen."

[1]) Der Kreis der Historiker an Hirzels Staatengeschichte war überhaupt nahezu vollzählig in den Jahrbüchern vertreten: außer Treitschke berichteten Bernhardi aus der russischen, Springer aus der österreichischen, Pauli aus der englischen, Baumgarten aus der spanischen, Reuchlin aus der italienischen, Mendelsohn-Bartholdy aus der griechischen Geschichte.

# Inhaltsangabe der ganzen Arbeit.

## Die Preußischen Jahrbücher von 1858—1863.

Einleitung. Der Gegenstand und seine Betrachtung.

Erstes Kapitel. Die Entstehungsgeschichte.

- Zur Entwicklung der deutschen Parteien.
- Verhältnisse des Vormärz.
- Die Revolution.
- Die Reaktion
- Die liberale Presse.
- Die Begründung der Jahrbücher.
- Literarische Vorläufer.
- Das Programm.
- Prinzipien der Redigierung.
- Äußeres.

Zweites Kapitel. Die Mitarbeiter.

- Rudolf Haym.
- Max Duncker.
- Karl Neumann.
- Theodor v. Bernhardi.
- Anton Springer.
- Heinrich v. Treitschke.
- Weitere Mitarbeiter.

Drittes Kapitel. Die Politik.

- Grundlagen der preußischen Politik.
- Beginn der Neuen Ära.
- Blick auf das übrige Deutschland und auf Österreich.
- Der italienische Krieg.

Die Einbringung der Armeereform.
Deutsche und europäische Politik 1860. 1861.
Ausgang der Neuen Ära.
Der Ausbruch des Konfliktes.
Ministerium Bismarck.
Viertes Kapitel. Das Menschentum.
Die idealistische Einheit.
Der Begriff der Totalität.
Antinomien des Liberalismus.
Die geschichtliche Totalität.
Der geschichtliche Charakter des Staates.
Der Begriff einer allgemeinen Kultur.
Der Begriff einer geschichtlichen Kultur.
Der Begriff einer dualistischen Kultur.
Geschichte und Politik.
Die systematische Totalität.
Das vernünftige System des Staates.
Die ästhetische Totalität.
Die politische Persönlichkeit.
Der Staat als moralische Anstalt.
Grenzen des Historismus.
Anlagen.
I. Aufruf zur Begründung der Preußischen Jahrbücher.
II. Aus dem Rundschreiben des Herausgebers an die Mitarbeiter.
III. Briefe an den Herausgeber.
IV. Verzeichnis der Autoren anonym gebliebener Beiträge.

# Lebenslauf.

Ich, Otto Heinrich Westphal, bin geboren am 18. Februar 1891 zu Hamburg als Sohn des verstorbenen Rechtsanwaltes Eduard Westphal Dr. iur. und seiner Frau Susanne geb. Kaemmerer. Ich besuchte in Hamburg vom Herbste 1897 bis zum Herbste 1900 die Vorschule des Herrn Heinrich Thedsen, vom Herbste 1900 bis zum Herbste 1909 die Gelehrtenschule des Johanneums.

Nach einer viermonatlichen Reise nach Griechenland und in den Orient und nach einem zweimonatlichen Aufenthalt als Hörer an der Universität Lausanne bezog ich Ostern 1910 die Universität Freiburg i. B., um Geschichte zu studieren. Im ganzen verbrachte ich, die Universitäten mehrfach wechselnd, vier Semester in Freiburg i. B., drei Semester in Berlin und sieben Semester, davon fünf Kriegssemester, in München.

Bei Ausbruch des Krieges trat ich als Kriegsfreiwilliger in das Heer, wurde aber nach kurzem Dienst als dauernd untauglich entlassen.

Ich hörte Vorlesungen in Freiburg bei den Herren Professoren Meinecke, Fabricius, v. Below, Finke, Valentin, Rickert, Alfr. Schultze, Ed. Schwartz; in Berlin bei den Herren Professoren Lenz, Hintze, Eduard Meyer, Schäfer, Breysig, v. Schmoller, Anschütz, v. Harnack, v. Wilamowitz-Moellendorff, Riehl, Münsterberg; in München bei den Herren Professoren v. Heigel, Marcks, v. Grauert, Wilcken, Bäumker, Wölfflin, Voßler.

Ich nahm an den Übungen teil der Herren Professoren Fabricius, Valentin, Lenz, Hintze, Meinecke, Marcks.

Unter meinen Lehrern spreche ich meinen besonderen Dank aus Herrn Geheimrat Marcks in München, Herrn Geheimrat Meinecke in Berlin und Herrn Geheimrat Lenz in Hamburg, durch deren gütige, mannigfache Förderung meinem Studium seine Richtung gegeben worden ist.